Aus dem Seelenleben des Blinden



Aus dem Seelenleben des Blinden

Psychologische Studie. Auf Grund persönlicher Beobachtungen v. Dr. Ferd. v. Gerhardt

Herausgeber der „Monatsschrift für Deutsche Beamte, Mitglied des Reichsausschusses für Kriegsblinden-fürsorge.



Preis 1 Mark.

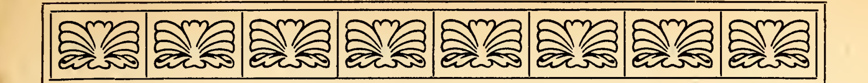
Nachdruck verboten!

Frankfurt am Main 1916
Druck und Verlag von Emil Münster.

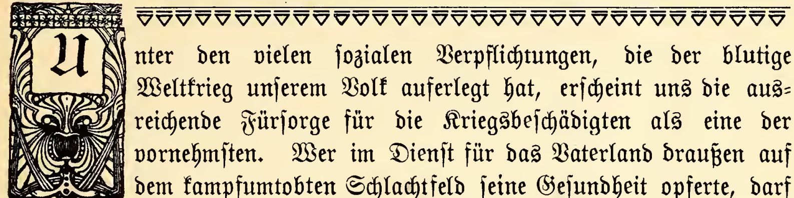
Inhaltsübersicht.

	Vorrede	Seite	3
1.	Einleitung	"	5
2.	Sinnliche Wahrnehmungen	"	6
3.	Das Orientierungsvermögen	"	8
4.	Die Denktätigkeit	"	14
5.	Das Verbergen der Blindheit	"	19
6.	Der Blinde und die Kunst	"	22
7.	Gemüt und Charakter	"	24
8.	Der Blinde und seine Leistungen	"	29
9.	Neigungen des Blinden	"	32
10.	Das Traumleben des Blinden	"	34
	Schlußwort	"	36





Vorrede.



Unter den vielen sozialen Verpflichtungen, die der blutige Weltkrieg unserem Volk auferlegt hat, erscheint uns die ausreichende Fürsorge für die Kriegsbeschädigten als eine der vornehmsten. Wer im Dienst für das Vaterland draußen auf dem kampfumtobten Schlachtfeld seine Gesundheit opferte, darf nicht lediglich mit einer Rente abgespeist werden, die ihm vielleicht gerade den Hunger fernhält, sondern er hat einen moralischen Anspruch darauf, nach Möglichkeit wieder zu einem nützlichen Glied der Gesellschaft gemacht zu werden.

Von allen Kriegsbeschädigten aber befinden sich diejenigen, die ihr Augenlicht ganz oder zum größten Teil eingebüßt haben, ohne Frage in der bedauernswertesten Lage. Es gibt wohl kaum einen härteren Schicksalsschlag, als aus der Welt des Lichts plötzlich in lebenslängliche Nacht und Finsternis gestürzt zu werden! Mögen auch die körperlichen Schmerzen verhältnismäßig rascher überwunden werden als bei vielen anderen Verletzungen, so bleibt doch der seelische Schmerz zurück, gegen den kein Arzt ein Mittel hat.

Nie wieder die Gesichtszüge seiner Lieben, nie wieder die heimischen Fluren sehen zu können, ist so hart und so schwer, daß wir ihm nichts Gleiches an die Seite zu stellen vermögen. Der Kriegsblinde ist auf einmal von seiner Umgebung abhängig geworden, er bedarf eines Führers, wenn er ausgehen will, er braucht einen Vorleser, wenn er den Inhalt der Zeitung oder eines Briefes erfahren möchte!

Sonnenschein und Blumenpracht, alles ist für ihn versunken und gewissermaßen vereinsamt tappt er einher, nur auf die Eindrücke angewiesen, die ihm seine übrigen vier Sinne vermitteln. Und doch steckt auch in ihm eine Seele, ein rühriger Geist, der nach Betätigung schreit und den Blinden anspornt, auch unter den neuen, schweren Verhältnissen nicht dem Müßiggang und dumpfem Hinbrüten zu verfallen.

Da erwächst für uns Alle, zu deren Schutz der Kriegsblinde sein köstlichstes Gut, das Auge, geopfert hat, die ernste und heilige Pflicht, uns seiner anzunehmen und ihn so zu pflegen und zu leiten, daß er wieder Freude an seinem Dasein empfindet und in die Lage kommt, Nützliches zu wirken und zu schaffen.

Wenn wir diese hohe Aufgabe aber auch wirklich voll und ganz erfüllen wollen, ist es unerläßlich notwendig, den Blinden als solchen näher kennen zu lernen und zu erforschen, welcher Art seine Bedürfnisse sind und von welchen seelischen Momenten sie bestimmt werden.

Dieses Forschen und Kennenlernen zu erleichtern, soll der Zweck folgender Zeilen sein. Sie wollen keine psychologischen Neuentdeckungen bringen, sondern nur das Ergebnis jahrelanger, aufmerksamer Beobachtungen darstellen, die der Verfasser selbst machen konnte. Der Blinde soll dem Leser als Mensch näher gerückt und des Absonderlichen entkleidet werden, mit dem man ihn irrtümlicherweise noch vielfach umgibt.

Frankfurt a. M., Waldstr. 68. Im Sommer 1916.

Dr. v. Gerhardt.

1. Einleitung.

Nichts ist schwieriger, als sich in das Seelenleben eines anderen Menschen so hineinzuversetzen, daß man beurteilen kann, in welchen Bahnen sich sein Denken und Empfinden vollzieht, und welche wechselnden Gefühle durch die verschiedenartigen äußeren Eindrücke ausgelöst werden, die sich ja auch niemals nach festen Regeln einstellen, sondern tausenderlei Schwankungen unterworfen sind. Das, was wir im alltäglichen Leben mit „Stimmung" und „Gemüt" zu bezeichnen pflegen, Ausdrücke, die selbst Kindern schon geläufig sind, stellt in Wirklichkeit ein schwieriges psychologisches Problem dar, dessen Lösung nur in Einzelfällen und dann auch kaum restlos möglich sein wird. Stimmung und Gemüt sind zwei innerlich verwandte, eng mit einander verbundene Begriffe; während Stimmung im allgemeinen eine vorübergehende Erscheinung bezeichnet, bildet — wenn wir so sagen dürfen — das Gemüt die Summe der am meisten vorherrschenden Stimmungen, die jederzeit das getreuste Spiegelbild des tatsächlichen seelischen Zustandes darstellen.

Aus häufig wechselnden Stimmungen schließen wir auf ein unruhiges Seelenleben, soweit wir mit einem solchen Ausdruck operieren dürfen, während wir aus dem „weichen" oder „harten" Gemüt meist zutreffende Schlüsse auf die Sensibilität der Psyche zu ziehen vermögen. Vielleicht würde sich die Menschheit glücklicher fühlen und manche Handlungsweise gerechter beurteilen, wenn sie diesen hochinteressanten Fragen mehr Aufmerksamkeit widmen würde, die allerdings den Laien häufig genug vor scheinbar unauflösliche Rätsel stellen. Wirklich einwandfreie, d. h. rein objektive Beobachtungen auf diesem Gebiete haben wir eigentlich erst da, wo das normale Seelenleben aufhört und sich dem Pathologischen nähert. Es würde indessen den Rahmen der vorliegenden Betrachtung überschreiten, wenn wir bei dem komplizierten Problem der Grenzbestimmung zwischen normalem und angekränkeltem Seelenleben verweilen wollten, zumal es nicht unsere Absicht ist, einen Ausschnitt aus der allgemeinen Psychologie zu geben, sondern wir lediglich im Auge haben, das Interesse weiterer Kreise auf ein Spezialgebiet zu lenken, das bisher aus naheliegenden Gründen mit am wenigsten bearbeitet wurde.

Wir meinen das psychische Wirken der Blindheit in ihren verschiedenen Abstufungen, denn deren gibt es so viele, als ungefähr im landläufigen Ausdruck „Blinde“ existieren. Gerade dieser Umstand aber gestaltet das berührte Problem so kompliziert und unübersichtlich, daß wir darauf verzichten müssen, allgemein gültige Hypothesen aufzustellen, uns vielmehr darauf beschränken, einzelne, immer wiederkehrende und besonders hervorstehende Eigentümlichkeiten aufzuzeichnen und mit den korrespondierenden Tatsachen, wie wir sie bei Vollsinnigen beobachten, in Beziehung zu setzen. Um wenigstens einen einigermaßen sicheren Anhaltspunkt zu gewinnen, wollen wir die Grenze der Blindheit dort ziehen, wo es dem Augenleidenden noch möglich ist, mit Hilfe einer Brille oder Lupe gewöhnliche Schreib- und Druckschrift zu lesen. Er bildet für uns den Uebergang zum Vollsinnigen und soll in den nachstehenden Betrachtungen nicht berücksichtigt werden. Es sei ferner darauf hingewiesen, daß es für die Psychologie von Ausschlag gebender Bedeutung ist, zu unterscheiden, wann das einzelne Individuum von dem Verlust des Augenlichts betroffen wurde, ob dieser Zeitpunkt mit der Geburt zusammenfiel oder erst in einem Alter eintrat, wo von den Augen schon ein bewußter, kritischer Gebrauch gemacht werden konnte.

---

2. Sinnliche Wahrnehmungen.

Eine Hypothese der älteren Psychologie lautet: „**Nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu**“ zu deutsch: „Nur was wir mit den Sinnen wahrgenommen haben, kommt uns zum Bewußtsein“. Wenn wir auch heute längst nicht mehr in der Lage sind, diese Behauptung als unbedingt richtig anzuerkennen, so zeigt sie uns doch mit größter Deutlichkeit, welchen Wert man von jeher den sinnlichen Wahrnehmungen für die Beurteilung intellectueller Prozesse beigemessen hat. In der Tat ist denn auch unsere Seele in hohem Maß von der Vermittlungstätigkeit der Sinne abhängig, die unserem Zentralorgan, dem Gehirn, ständig neue Eindrücke zuführen, welche dieses anf seine Art verarbeitet und uns in der erforderlichen Weise zum Bewußtsein bringt. Stockt diese Verbindung mit der uns umgebenden Außenwelt, dann erfährt unsere Gehirnfunktion eine Unterbrechung, die sich auf die mannigfachste Art äußert. Eine absolute Ruhe des Nervenzentrums gibt es bekanntermaßen nicht, selbst nicht während des Schlafes, wofür uns die Träume als einfacher Beweis dienen können. Diese zeigen uns am deutlichsten, was in unserem Gehirn vor sich geht, wenn die Funktionen der Sinnesorgane ausgeschaltet sind.

Längst gesammelte Eindrücke und Vorstellungen treten da hervor, die uns häufig genug infolge ihrer bunten Kombinationen als etwas neues erscheinen, eine Täuschung, die in unaufgeklärten Zeiten zu den abenteuerlichsten und mystischsten Anschauungen führte.

Je präziser nun unsere Sinne arbeiten, je korrekter dementsprechend die Wahrnehmungen sind, die sie dem Gehirn zuleiten, umso klarer und zutreffender werden die Bilder sein, die in unserem Bewußtsein erscheinen und unser Denken und Fühlen beeinflussen. In diesem Zusammenhang erscheint es uns notwendig, darauf hinzuweisen, daß man gemeinhin wohl mit Recht der Auffassung huldigt, die meisten Sinneseindrücke würden vermittelst des Auges gewonnen. An die zweite Stelle setzt man gewöhnlich das Ohr, während sich für die übrigen Sinnesorgane eine bestimmte Rangabstufung kaum durchführen ließe. Jedenfalls arbeiten bei einem normal veranlagten Menschen Auge und Ohr so umfassend, daß er dem Geruch, Gefühl und Geschmack bei dem Sammeln von Eindrücken nur eine sekundäre Bedeutung beimißt.

Schon diese eine Feststellung genügt uns als Hinweis darauf, daß bei dem Blinden gewisse — sagen wir — Funktionsverschiebungen der einzelnen Sinne stattfinden müssen, oder daß er nur in höchst unvollkommenem Maß sinnliche Eindrücke aus der Außenwelt gewinnen kann. Träfe das Letztere zu, dann müßte sich der Blinde in einer ganz bedauerlichen Isoliertheit von seiner Umgebung befinden, die notwendigerweise eine außerordentliche Leere in seiner Vorstellungswelt im Gefolge haben würde. Nach den obigen Darlegungen wären ihm dann die meisten Eindrücke verschlossen, oder nochmals deutlicher ausgedrückt, die Eindrücke, die sonst mit den Augen gewonnen werden. Käme dieser Mangel voll und ganz zur Geltung, dann könnte sich auch die Gehirnarbeit nicht lückenlos vollziehen und müßte unbedingt zu schwächeren intellectuellen Prozessen führen.

Zum Glück hat aber auch hier die Natur die richtigen Mittel und Wege gefunden, die seelischen Störungen, die eigentlich durch das fehlende Augenlicht bedingt würden, zum Teil zu paralysieren und zwar um so vollkommener, je intelligenter der Blinde ist und je eifriger er sich bestrebt, selbst den veränderten Lebensverhältnissen Rechnung zu tragen. Der jedem Individuum innewohnende Selbsterhaltungstrieb lehrt ihn, daß von der möglichst restlosen Erfassung der Außenwelt, mindestens aber der näheren Umgebung, das körperliche und seelische Wohlbefinden abhängt, und die Zahl der Gefahren verringert wird, die ihn tatsächlich umlauern. Er muß daher versuchen, seine übrigen Sinne so zu schulen und auf bestimmte Zwecke zu konzentrieren, daß sie automatisch einen Teil der Arbeiten mitübernehmen, die unter normalen Verhältnissen nur vom Auge geleistet werden.

Blindgeborenen, die im übrigen aber geistig rege sind, macht diese Funktionsverschiebung nicht die geringste Schwierigkeit, weil sie ihnen meistens gar nicht einmal zum Bewußtsein kommt, während die Spätererblindeten erst einer gewissen Spanne Zeit bedürfen, bis sie sich an die neue Situation gewöhnt haben. Gehör, Gefühl und Geruch gewinnen für den Blinden eine weit höhere Bedeutung als für den Vollsinnigen, denn sie bilden für ihn die Hauptvermittler der Sinneseindrücke, deren zweckentsprechende Kombinationen zu Vorstellungen und Begriffen führen. Daß die dabei zu leistende Geistesarbeit eine unverhältnismäßig größere ist, kann nach dem eben Gesagten kaum noch einem Zweifel unterliegen, ergibt sich aber im Verlauf der späteren Darlegungen mit noch weit schärferer Deutlichkeit, was bei der Wertuug des Gesamtproblems nicht übersehen werden darf.

3. Das Orientierungsvermögen.

Der Mangel in der Bewegungsfreiheit ist einer derjenigen Faktoren, die dem Blinden sein Leiden am schmerzlichsten und störendsten zum Bewußtsein bringen. Die Vorstellung bei allen kleinen Ausgängen stets auf eine sehende Begleitung angewiesen zu sein, drückt ihn nieder und zeigt ihm immer wieder die große Hilflosigkeit, in die ihn das fehlende Augenlicht versetzt. Das gilt namentlich für alle diejenigen, denen es nicht vergönnt ist, von der Fürsorge ihnen nahestehender Personen umgeben zu sein, sondern die darauf angewiesen sind, fremde, meist bezahlte Hilfskräfte anzunehmen. Diese Einengung lastet auf der Mehrzahl so schwer, daß sie versuchen, sich von ihr unter allen Umständen zu befreien, soweit es irgend im Bereich der Möglichkeit liegt. Allein hieraus erklärt sich die Vorliebe vieler Blinder, ohne Führer auszugehen, selbst wenn für sie ernste Gefahren damit verbunden sind.

Daß wir es in diesen Fällen hauptsächlich mit solchen Personen zu tun haben, die noch über einen geringen Sehrest verfügen, mag als unerheblich gelten, was wir ja in den einleitenden Betrachtungen bereits hervorgehoben haben.

Da nun das Auge dem allein gehenden Blinden die Umgebung gar nicht oder nur in höchst unvollkommener Weise zeigt, ist es von besonderem psychologischen Interesse, festzustellen, welcher Hilfsmittel er sich bedient, um sich zu orientieren und sich vor unmittelbaren körperlichen Gefahren zu schützen.

Am angespanntesten arbeiten naturgemäß die Gehörnerven, denn das Ohr erscheint als der berufendste Vertreter des Auges. Von allen Seiten fängt es die verschiedenartigsten Schallwellen auf, die der Blinde gewissermaßen mit dem Gehirn zu sortieren und zu deuten hat. In letzterer Beziehung legt der an das Alleingehen gewöhnte Blinde eine fast fabelhafte Geschicklichkeit und Sicherheit an den Tag. So vermag er aus dem Auftreten der Vorübergehenden zu hören, ob es sich um Männer, Frauen oder Kinder handelt. Er achtet auf jedes noch so unscheinbare Geräusch, das ihm immerhin wertvolle Schlüsse ermöglichen kann. Wie sich der Sehende an einer Straßenkreuzung „umsieht", so „horcht" der Blinde nach allen Seiten und vermag aus der Stärke der Schallempfindungen darauf zu schließen, ob und von welcher Seite sich ein Fuhrwerk nähert, oder ob es überhaupt in gefahrdrohender Nähe ist. Selbst das leise Knirschen der Gummireifen an Fahrrädern kann er auf ziemliche Entfernung hören, ein Geräusch, das vom Sehenden meist unbeachtet bleibt. Diese Tatsache hat mehrfach zu der irrigen Auffassung geführt, daß die Blindheit eine absolute Stärkung und Verschärfung des Gehörs mit sich bringe, wovon jedoch durchaus keine Rede sein kann. Der Blinde hat lediglich gelernt, den Schallempfindungen eine größere Aufmerksamkeit zuzuwenden, was der Sehende nicht nötig hat, da ihn das Auge viel rascher und sicherer orientiert. Wir haben hier nichts Absonderliches vor uns, sondern nur eine außerordentliche Schulung des Ohres.

In dieser Hinsicht vermag der Blinde indessen noch weit erstaunlichere Fertigkeiten an den Tag zu legen. Es genügt für seine Zwecke keineswegs, den Straßenlärm, der dem Sehenden wie ein wirres Brausen und Rauschen erscheint, zu analysieren, d. h. in seine einzelnen Komponenten zu zerlegen, damit er sich über das Treiben ringsherum unterrichten kann, sondern er muß gelegentlich auch selbst Geräusche hervorrufen, die er dann zur Orientierung verwendet.

So ist es ihm beispielsweise wünschenswert, zu wissen, ob er an einer Häuserreihe entlanggeht, oder ob sich an seiner Seite freier Raum befindet. Ein Husten oder Aufstoßen mit dem Stock wird ihn darüber sofort informieren, denn der erzeugte Laut wirkt anders, wenn er an eine Mauer stößt, als wenn er sich schrankenlos nach allen Seiten hin verbreiten kann. Selbst auf die ungefähre Höhe der seitlichen Mauer etc. sind Schlüsse nicht unmöglich. Von ganz besonderem Wert ist diese Art der Gehörsorientierung in geschlossenen Räumen, über deren Ausdehnung und Höhe sich der Blinde rasch eine Vorstellung zu verschaffen sucht. Vorhandene Teppiche, Polstermöbel und dergl. bilden indessen hierbei große Hindernisse, weil sie der freien Entfaltung des Schalles im Wege stehen.

Die diesbezügliche Gewandtheit geht so weit, daß ein Blinder am Klang seiner eigenen Schritte zu hören vermag, ob sich in einem Raum, dessen Einrichtung er genau kennt, noch ein Gegenstand befindet, der für gewöhnlich nicht darin ist. Die außerordentliche Empfindlichkeit gegenüber den Schallwellen behütet ihn bei langsamem Gehen in vielen Fällen vor dem Anstoßen, wobei allerdings auch noch andere Faktoren mitzuwirken pflegen, auf die wir noch zu sprechen kommen werden.

Als zweites Hilfsmittel bei der Orientierung und Fortbewegung dient dem Blinden das Gefühl, dessen feinster Ausbildung er ja von vornherein die größte Sorgfalt angedeihen läßt. Das gilt namentlich für den Tastsinn, während dem Temperatursinn, der, wie wir sehen werden, auch eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt, keine besondere Schulung widerfährt.

Der Tastsinn ist einer der treuesten und zuverlässigsten Freunde des Blinden. Er vermittelt ihm eine große Fülle von Eindrücken, ermöglicht ihm ja auch bekanntermaßen das Lesen der Blindenschrift, was den Sehenden fast durchweg nur mit den Augen gelingt, weil sie ihre Tastnerven nicht in gleicher Weise geübt haben. Es wäre aber gänzlich verfehlt, wenn man annehmen wollte, daß die hervorragende Tastempfindlichkeit ausschließlich auf die Fingerspitzen und Hände beschränkt sei. Wir behaupten im Gegenteil, daß der Blinde mit seiner gesamten Hautoberfläche zu tasten vermag, wobei natürlich nicht in Abrede gestellt werden soll, daß in dieser Beziehung Finger und Hände an allererster Stelle stehen. Auch ist nicht immer eine direkte Berührung mit der Haut notwendig; so gibt es Blinde, die selbst mit Handschuhen lesen können, die durch die Kleidung hindurch auf dem Arm und Rücken Tastempfindungen wahrnehmen, was den Uneingeweihten nicht selten in Staunen versetzt.

Der allein gehende Blinde bietet hierfür wiederum das vielseitigste und interessanteste Material. Meist wird er sich eines Spazierstockes bedienen, mit dem er mehr oder weniger umhertastet: Seine Entfernung von der Häuserreihe oder dem Rand des Bürgersteiges feststellt, die Art des Pflasters und etwaige Unebenheiten des Weges konstatiert. Besonders geübte Personen vermögen diese Untersuchungen in ziemlich unauffälliger Weise vorzunehmen, da für sie schon ganz oberflächliche Berührungen ausreichen. Als Stütze, wie vielfach angenommen wird, dient der Stock des Blinden nur in den seltensten Fällen, denn er bedarf ihrer nicht mehr und nicht weniger als der Vollsinnige. Was der Spazierstock verschweigt, meldet der Fuß, der durch die harten Stiefelsohlen hindurch die Art des Pflasters oder der sonstigen Wegbefestigung fühlt, gewiß ein schlagender Beweis für unsere obige Behauptung! Dieser Umstand ist für die Orientierung von ganz hervorragendem Wert, indem der Blinde

dadurch einzelne Straßen von einander zu unterscheiden vermag und sich auf diesen wiederum besondere Abschnitte merkt, deren Kennzeichen eben die Steine, Trottoirplatten u. s. w. bilden. Verfügt der Blinde noch über einen dazu ausreichenden Sehrest, kann ihm auch die häufig wechselnde Farbe der Häuser, das Vorhandensein von Schaufenstern, auffallenden bunten Firmenschildern und dergl. zur Orientierung dienen, alles Dinge, die an das Sehvermögen keine sonderlich hohen Anforderungen stellen.

In wertvollster Weise werden Gehör und Gefühl durch den Temparatursinn unterstützt, eine Tatsache, die gewöhnlich bei den Vollsinnigen nur dem allergeringsten Verständnis begegnet. Aber auch hier geht alles mit natürlichen Dingen zu: Es handelt sich um nichts anderes, als um eine aufs äußerste konzentrierte Aufmerksamkeit und möglichst vollkommenes Sammeln von Erfahrungen und persönlichen Empfindungen. Es muß zum klareren Verständnis immer wieder darauf hingewiesen werden, daß dem Vollsinnigen die nämlichen Fähigkeiten in gleicher Zahl und Intensität gegeben sind, daß er sie nur nicht beachtet und ausbildet, weil sie durch das Augenlicht für ihn überflüssig gemacht werden. Sehr schwer ist es, eine zutreffende, psychologisch einwandfreie Charakterisierung der Wirkungen des Temperatursinns für den Blinden zu geben, zumal diese individuell verschieden sind und sich daher kaum in eine allgemein gültige Regel fassen lassen. Immerhin eröffnet sich hier dem Experimentalpsychologen ein weites Feld neuer Forschertätigkeit, die noch zu überraschenden Resultaten führen könnte.

Wir wollen uns deshalb darauf beschränken, auch hier nur einige besonders hervorstechende Tatsachen aufzuzeichnen, was ja für den Zweck der vorliegenden Schrift als vollkommen ausreichend erscheint. Wie sich jedermann leicht zu überzeugen vermag, weisen alle Gegenstände eine gewisse Temperatur auf, die je nach der zusammensetzenden Materie verschieden ist. So fühlt sich Metall im allgemeinen kälter an als Holz u. s. f. Da nun nach bekannten physikalischen Gesetzen alle Körper das Bestreben haben, ihre Temperatur der umgebenden Luft zu assimilieren, was zu der Entdeckung „guter“ und „schlechter“ Wärmeleiter führte, findet ständig eine Strahlung statt, die zum Teil in Wärmeabgabe, zum Teil in Wärmeaufnahme besteht. Hieraus ergibt sich, daß um jeden Gegenstand herum entsprechende Luftströmungen — mögen diese auch noch so schwach sein — herrschen, die umso intensiver sein werden, je größer die ausstrahlende oder aufsaugende Fläche ist, und je höhere Temperaturunterschiede zwischen dieser und der umgebenden Atmosphäre bestehen. Daß die hier angedeuteten Assimilationsprozesse selbst zu fast windähnlichen Luftbewegungen führen können, wird durch nautische Beobachtungen vielfach bestätigt. So konnte man an dem kühlen Luftzug gelegentlich die

Annäherung wandernder Eisberge außerhalb der Polarzone wahrnehmen, ein Ereignis, das fast alljährlich im Atlantischen Ozean beobachtet werden kann.

In unserem alltäglichen Leben werden uns indessen so heftige Strahlungswirkungen nur äußerst selten begegnen, sodaß es kaum verwunderlich erscheint, wenn man diesen Tatsachen gemeinhin nicht die geringste Bedeutung beimißt. Eine Ausnahme hiervon macht aber wiederum der allein gehende Blinde, der ja, wie schon mehrfach betont, ein äußerst scharfer Beobachter seiner näheren Umgebung ist und sein muß. Er vermag aus den Temperaturausgleichsbestrebungen großer Gegenstände auf deren Vorhandensein zu schließen und seine Schritte danach einzurichten. Er fühlt beispielsweise auf diese Art, ob er sich einer Mauer nähert, ob er an einer offenen Haustür oder Grube vorbeigeht, oder ob sich neben ihm nur ein Holzzaun befindet. Wir dürfen wohl auf Grund der bisherigen Erfahrungen behaupten, daß dieser so fein arbeitende Temperatursinn, der unendlich viel zur Orientierungsmöglichkeit beiträgt, vornehmlich in der Hautoberfläche des Gesichts seinen Sitz hat, denn diejenigen Gegenstände, die nicht bis zur Gesichtshöhe hinaufreichen, werden meist nicht mehr wahrgenommen.

Leider ist diesem hochinteressanten Phänomen seitens der Experimentalpsychologie bisher nicht die gebührende Aufmerksamkeit zugewendet worden, sodaß wir vorläufig noch kein endgültiges Urteil darüber abgeben können. Sehr empfehlenswert wäre es indessen, umfassende Versuche in dieser Richtung anzustellen, die aller Voraussicht nach zu wissenschaftlich hochbedeutsamen Ergebnissen führen müßten. Eine nicht unerhebliche Erschwernis solcher Experimente ist allerdings darin zu erblicken, daß sich die meisten Blinden über diese physikalisch-psychologischen Phänomene selbst keine Rechenschaft ablegen und über die einzelnen Causalzusammenhänge nicht nachgrübeln. Und doch verfügt jeder intelligente Blinde über die geschilderte Wahrnehmungsfähigkeit, wenn auch natürlich in individuell verschiedenem Maß.

Eine wertvolle Ergänzung erfährt der Temperatursinn durch den Geruch, den ja unleugbar auch jeder Gegenstand aufweist, und der durch äußere Einwirkungen wie Hitze oder Nässe etc. stark beeinflußt werden kann. Es ist daher keineswegs paradox, wenn wir behaupten, daß der Blinde die Gegenstände nicht nur hört und fühlt, sondern auch — „riecht".

Seine Nase meldet ihm, ob er an einem grünumrankten Spalier, an einer Mauer oder einem Holzzaun vorübergeht, wie sie ihm ja auch noch viele andere Orientierungsmöglichkeiten an die Hand gibt, an denen der Sehende achtlos vorübergehen kann. So erleichtert die Nase das Auffinden von Geschäften, denn der Geruch einer Papierhandlung unterscheidet sich

immerhin wesentlich von dem eines Wäscheladens, von Bäckereien, Apotheken und Kolonialwarenläden gar nicht zu reden. Selbst bei der Unterscheidung einzelner Menschen kann ihm die Nase wertvolle Dienste leisten, da bekanntlich die Hautausdünstungen individuell sehr variieren, ohne daß eine besondere Auffälligkeit vorzuliegen braucht.

Aus den vorstehenden kurzen Andeutungen ersehen wir, daß der Blinde auf der Straße keineswegs ganz so hilflos ist, als es auf den ersten Blick erscheinen könnte, daß er vielmehr über Sinneskräfte verfügt, die ihm teilweise für einen kleinen Umkreis das Sehen ersetzen, die aber dem Vollsinnigen so fernliegend vorkommen, daß sie ihm vielfach rätselhaft bleiben. Das hat leider dazu geführt, einer ganz abenteuerlichen Anschauung Nahrung zu geben, die darin gipfelt, dem Blinden einen neuen Sinn, den sogenannten Fernsinn zuzusprechen, für den wir den Namen „Orientierungssinn" noch zutreffender gefunden haben würden.

Von diesem Sinn ist natürlich gar keine Rede: Der Blinde verfügt über nicht mehr und nicht weniger psychische Kräfte als der Sehende, und was hier als etwas Außergewöhnliches erscheint, ist nichts anderes als das Ergebnis konzentriertester Selbstbeobachtung und Schulung der verschiedenartigen Sinneswerkzeuge. Am besten widerlegt wird übrigens die Fernsinnhypothese durch die unbestreitbare Feststellung, daß diese fast transzendental zu nennende Fähigkeit sofort versagt, wenn wir die umgebenden Verhältnisse entsprechend gestalten. Stellen wir beispielsweise einen sonst sicher gehenden Blinden in einen von Maschinenlärm und Dunst angefüllten Fabriksaal, so wird es um seine Orientierung schlecht bestellt sein, wie auch andererseits ein starker Sturm, der die Schall- Wärme- und Geruchswellen ständig verweht, ein großes Hindernis für seine sichere Fortbewegung bildet. Schließlich ist noch nicht versucht worden, den sogenannten „Fernsinn" irgendwie zu lokalisieren. Sein Sitz könnte zweckmäßigerweise nur in der Hautoberfläche sein, aber schon der Umstand, daß nur Gegenstände in Gesichtshöhe „ferngefühlt" werden, spricht entschieden genug gegen eine allseitige Verzweigung der etwa postulierten besonderen „Fernnerven". Einzelne Wahrnehmungen mit den altbekannten Sinnen sind es allein, die der Blinde in zweckentsprechender Weise kombiniert, was immerhin als eine nicht geringe Leistung angesprochen werden muß.

Hervorgehoben sei endlich noch, daß das „Ferngefühl" mit der Stärke des noch vorhandenen Sehrestes abnimmt und somit bei völlig Erblindeten am Deutlichsten in Erscheinung tritt. Auch hier geht die Natur mit ihren Gaben haushälterisch um, indem sie da, wo das Auge noch eine einigermaßen nennenswerte Beobachtungsmöglichkeit besitzt, die vorerwähnten Fähigkeiten nicht voll zur Entfaltung kommen läßt. Es wäre nun aber

gänzlich verfehlt, das „Fernfühlen" als etwas absolut Vollkommenes anzusprechen zu wollen, denn es bildet immerhin nur ein Surrogat, wenn auch für den Blinden ein äußerst wertvolles, das indessen niemals mit den tatsächlichen Sehwahrnehmungen konkurrieren kann. Auch nicht unerwähnt mag bleiben, daß es dem Blinden bei der nötigen Uebung gelingt, einen relativ groß zu nennenden Nutzen aus seinem Sehrest zu ziehen und sich ein Bild seiner Umgebung zu schaffen, das vielleicht nicht immer in allen Stücken ganz zutreffend ist, ihm aber doch einen gewissen Ausschnitt aus der Außenwelt vermittelt. Dies zu verstehen, mag dem Uneingeweihten schwer fallen, wie es auch nicht leicht ist, alle derartigen Tatsachen in eine einheitliche Formel zusammenzuschließen; wir müssen uns eben immer wieder damit begnügen, die gemachten Beobachtungen und Erfahrungen einfach zu registrieren.

---

4. Die Denktätigkeit.

In der Natur der Sache liegt es begründet, daß ein verhältnismäßig großer Teil der Denktätigkeit des Blinden darauf gerichtet ist, Eindrücke zu sammeln, diese in Beziehung zu einander zu setzen und zu kombinieren, denn auch er hat das innere Bedürfnis, soweit als irgend möglich mit der umgebenden Außenwelt in ständiger Fühlung zu bleiben, und das was dem Sehenden gleichsam mühelos in den Schoß fällt, stellt für ihn das Produkt ziemlich komplizierter Gehirnfunktionen dar. Ehe sich die gewonnenen Einzeleindrücke für ihn zu Vorstellungen und Begriffen verdichten, müssen sie sorgfältig geprüft und mit den früheren Erfahrungen verglichen werden, weil sie sonst seinem kritischen Empfinden nicht Stand zu halten vermögen. Daß hierbei auch das Gedächtnis eine besondere Rolle zu spielen hat, ergibt sich aus dem Gesagten von selbst, sodaß es uns kaum Wunder nehmen darf, wenn wir bei dem Blinden in dieser Hinsicht eine oft geradezu erstaunliche Schulung antreffen. Der Blinde ist darauf angewiesen, möglichst alles, was er einmal wahrgenommen und erfahren hat, seinem Gedächtnis fest einzuprägen, damit er bei wiederkehrenden gleichartigen Situationen nicht immer genötigt ist, die mühsame, vielen Täuschungen unterworfene Neuorientierung vorzunehmen. Seine Gedankenarbeit vollzieht sich daher gewöhnlich in einer grundsätzlich anderen Richtung als bei dem Vollsinnigen, was ein Beispiel erläutern mag.

Tritt eine fremde Person in das Zimmer eines Sehenden, so kann dieser schon durch einen raschen Blick sofort einen Gesamteindruck

gewinnen. Er ist über Größe, Kleidung, Geschlecht, ungefähres Alter, Gesichtsausdruck und dergl. im Lauf eines Augenblicks unterrichtet und kann sein eigenes Verhalten danach einrichten. Erst allmählich geht er dazu über, Einzelheiten festzustellen, die für ihn von Interesse oder Bedeutung sind. Hier befindet sich der Blinde entschieden im Nachteil. Er hat zunächst nicht den mindesten Gesamteindruck. Zuerst wird er vielleicht durch den Gruß die Stimme der fremden Person hören, die ihm auf Grund seiner Erinnerungen auch Schlüsse auf Geschlecht, ungefähres Alter und Körpergröße ermöglicht, dann wird er den Händedruck fühlen, und aus diesem immerhin dürftigen Material muß er sich ein Bild konstruieren, das auch sein Verhalten bis zu einem gewissen Grade beeinflußt. Er wird aber stets guttun, etwas Zurückhaltung und Vorsicht an den Tag zu legen, da seine erstmaligen Beobachtungen nicht immer auf unbedingte Richtigkeit Anspruch erheben können.

Sein Denken arbeitet synthetisch, während das des Sehenden analytisch genannt werden kann, eine Feststellung, die bei der weiteren Beurteilung augenscheinlicher Eigentümlichkeiten im Seelenleben des Blinden nicht hoch genug zu veranschlagen ist. Hierauf haben auch die Blindenlehrer bei der Erteilung des Anschauungsunterrichts den größten Wert zu legen, denn ein Außerachtlassen kann dem Lernenden sowohl wie dem Lehrenden den Unterricht außerordentlich mühsam gestalten. Sobald der Blinde einen ihm fremden Gegenstand, das Modell eines Tieres etc., in die Hand bekommt, betastet er diesen zunächst anscheinend planlos, sucht aber in Wirklichkeit nach hervorstechenden Merkmalen, die diesen Gegenstand von bereits früher angefühlten wesentlich unterscheiden. Erst von diesem Besonderen geht er zum Allgemeinen über, ehe er die tatsächliche Wesenheit in sich aufnimmt. Dem Experimentalpsychologen wird dieses Faktum nichts Neues bieten, da er weiß, daß bei den Kindern im allgemeinen die Denktätigkeit in gleicher Richtung vorschreitet. Auch bei ihnen fesselt beispielsweise das Geweih eines Hirsches zunächst die gesamte Aufmerksamkeit, und der Elefant scheint anfänglich nur aus einem Rüssel zu bestehen, weil ja auch das Kind darauf angewiesen ist, sich einen Schatz von Erfahrungen zu sichern, ehe es in den Vollbesitz seiner sämtlichen, kritischen Fähigkeiten gelangt. Der wesentliche Unterschied besteht jedoch darin, daß der Blinde bei solchen besonderen Merkmalen nicht stehen bleibt, sondern diese nur gleichsam als Brücke benützt. Vorhandene Sehreste vermögen auch hier als wertvolle Ergänzung zu dienen. In gleicher Weise wird der Spätererblindete mancherlei Vorteile genießen, da ja sein Erfahrungsschatz naturgemäß viel reicher ist, und ihm Analogien leichter sind als dem Blindgeborenen.

Kehren wir nun zu unserem ersten Beispiel zurück und betrachten

weiter, auf welche Weise sich der Blinde Menschenkenntnis aneignet. Dem Sehenden dient hierbei in allererster Linie der Gesichtsausdruck, das Mienenspiel und gewisse willkürliche oder unwillkürliche Bewegungen, die meist das Sprechen begleiten oder zu besonderen Bekräftigungen gemacht werden. Wer in der Beobachtung dieser Erscheinungen einige Uebung hat, kann sich immhin ein annähernd zutreffendes Bild von dem Charakter und der Sinnesart seines Gegenübers machen, soweit er nicht durch absichtliche Täuschungen und Verstellungen irregeführt wird. Diese ganze Reihe von Wahrnehmungen ist dem Blinden verschlossen, selbst wenn er noch über einen größeren Sehrest verfügt. Er muß sich also lediglich an das halten, was seinem Wahrnehmungsvermögen zugänglich ist, und da spielen Stimme und Sprechweise für ihn die erste Rolle, weil ihm Tonfall, Klang und Ausdrucksform auch eine ganze Anzahl von Schlußfolgerungen ermöglichen. Sein Ohr hat sich im Laufe der Jahre daran gewöhnt, auf die feinsten und unscheinbarsten Klangfarben zu achten und sie zu einander in Beziehung zu setzen, wie ja überhaupt der Blinde ein Meister der geistigen Synthese genannt zu werden verdient. Er hört gar bald heraus, ob sein Gegenüber offen und freundlich, traurig, erregt oder verstimmt spricht, ob es unaufrichtig ist und nicht so recht mit der Sprache herauswill, oder ob sonstige bemerkenswerte Eigentümlichkeiten vorliegen. Er ist dabei ein so scharfer Beobachter, daß ihm selten etwas entgeht, worauf der Sehende nicht achten zu brauchen vermeint. Es ist übrigens nicht zuviel gesagt, wenn wir behaupten, daß Stimme und Sprechweise eines Menschen seinen Charakter in gleicher Weise wiederspiegeln wie der Gesichtsausdruck, das Mienenspiel. Es kommt hinzu, daß die Mehrzahl der Menschen gewöhnt ist, ihr Gesicht zu beherrschen, d. h. durch den Ausdruck nicht mehr zu sagen, als ihnen beliebt. Gerade die Kunst der Weltgewandten besteht darin, stets mit einem freundlichen Lächeln auf den Lippen zu erscheinen oder wenigstens nie ohne Absicht einen erstaunten, abweisenden oder mitleidigen Gesichtsausdruck zu zeigen. Aus diesem Grunde ist der Sehende häufig in Gefahr, die Kunst für Natur zu halten und zu falschen Schlüssen verleitet zu werden.

Auf die Stimme wird indessen im allgemeinen weniger geachtet, schon weil dem Normalsinnigen in der Regel die Uebung und Aufmerksamkeit fehlt, sie kritisch zu würdigen. Das ist ein Umstand, der dem Menschenstudium des Blinden außerordentlich zustatten kommt. Er hat somit für seine Beobachtungen ein weit ungekünstelteres, natürlicheres Material, das zwar entschieden schwieriger zu beurteilen ist, gleichzeitig aber auch die Gefahr „optischer Täuschungen" ausschließt. Genaue Richtlinien oder Anhaltspunkte lassen sich auch hier kaum geben, da jeder Blinde seine individuellen Kriterien hat, die sich ausschließlich auf seine rein persönlichen

Erfahrungen und Beobachtungsfähigkeiten gründen, die selten bei mehreren in allen Stücken übereinstimmen dürften.

Wie für den Sehenden das Gesicht, so ist für den Blinden die Stimme eine Hauptsache an seinen Mitmenschen, die ihm Sympathie oder Abneigung Furcht oder Mißtrauen einflößt. Die durch die Stimme geweckten Gefühle sind dabei ebenso stark und vielseitig wie diejenigen, die dem Sehenden aus einem Anblick erwachsen. Hieraus ergibt sich schon als rein natürlich, daß der Blinde mit der Stimme auch ästhetische Empfindungen verbindet, die beispielsweise in Liebe oder Haß zu gipfeln vermögen. Er kann in die Lage kommen, sich „auf den ersten Klang" zu verlieben, d. h. eine Stimme kann bei ihm soviele sympathische Empfindungen auslösen, wie dem Sehenden das Gesicht, in das er sich auf „den ersten Blick" verliebt. Daher beurteilen die Blinden häufig das Aussehen eines Menschen nach seinem Sprechen, indem sie den Wohllaut der Sprache unbedingt als „Schönheit" bezeichnen; die sie unwillkürlich auf die ganze äußere Erscheinung übertragen. Es braucht wohl kaum erst besonders hervorgehoben werden, daß derartige Schlüsse nur in den allerseltensten Fällen zutreffend sind, da es durchaus nicht immer gesagt ist, daß Charaktergüte und Wohllaut der Sprache mit äußerer Schönheit Hand in Hand gehen. Vielleicht ließe sich noch eher das Gegenteil an der Hand von Erfahrungen nachweisen, obgleich hierfür weder psychologische noch physiologische Gründe erbracht werden können. Diese kleine Schwäche des Blinden, über die Grenzen seiner Beobachtungsmöglichkeit hinauszuschießen und dabei seinem persönlichen Empfinden freies Spiel zu lassen, darf ihm nicht verübelt werden, denn sie gründet sich auf nur allzu leicht verständliche seelische Vorgänge.

Ohne uns auf einzelne Variationen einzulassen, können wir als ungefähr allgemeingültig behaupten, daß diejenigen Stimmen dem Blinden am sympathischsten (mit allen Folgerungen, die er daraus zieht) sind, die am meisten mit der äußeren Natur der Person in Einklang stehen: So zum Beispiel eine kräftige, männliche Stimme beim Mann, wie umgekehrt, eine zarte, weibliche bei Mädchen oder Frauen. Mädchen mit tiefen, mehr dem Männlichen anklingenden Stimmen werden ihn in der Regel nicht sonderlich anziehend berühren, schon weil sie ihm Mühe machen, sofort zutreffend auf das Geschlecht des Sprechers zu schließen. Auf das Streben, wesentliche Unterscheidungsmerkmale herauszufinden, müssen wir später noch etwas näher eingehen.

An dieser Stelle liegt es uns zunächst noch ob, einen kurzen Augenblick bei dem Händedruck zu verweilen. Schon weiter oben deuteten wir an, daß dem Blinden auch dieser als Schlüssel zur Seele seiner Mitmenschen

dient, wenn es auch in dieser Hinsicht ziemlich unmöglich erscheint, allgemein gültige Regeln zu formulieren. Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat vor mehreren Jahren mit Hilfe einer Blindenzeitschrift an eine Reihe geistig reger Blinder eine Rundfrage gerichtet, ob und in wie weit der Nichtsehende aus der Art des Handgebens auf den Charakter der Menschen schließen kann. Die eingegangenen Antworten enthielten ein reiches Material, das umso mehr in Erstaunen setzen mußte, als die einzelnen Behauptungen mit solch entschiedener Bestimmtheit aufgestellt wurden, daß man meinen könnte, der Blinde rechne hier mit naturgesetzlichen Notwendigkeiten. Ganz besonderes Interesse beansprucht die Äußerung eines russischen Fürsten, der nicht nur völlig erblindet ist, sondern auch das Gehör bis auf den letzten Rest verloren hat. Für ihn bildet das Handgeben die einzige Brücke zu seinen Mitmenschen, und es ist begreiflich, daß er diesem denn auch seine konzentrierteste Aufmerksamkeit widmet.

Der Fürst behauptet mit einer Sicherheit, die jeden Widerspruch oder Zweifel von vornherein ausgeschlossen erscheinen läßt, daß es nicht zwei Menschen gäbe, deren Art des Handgebens völlig übereinstimme. Er vermöchte aus dem Händedruck die einzelnen Personen seiner Umgebung ohne Irrtum zu erkennen, da er diese doch weder sehen noch hören könne. Auch habe er sich bei Fremden nie im Charakter getäuscht, wenn ihm Gelegenheit geboten gewesen wäre, mehrfach den Händedruck zu beobachten. Auf seine Spezialisierungen wollen wir nicht näher eingehen weil ihnen wahrscheinlich nur rein individuelle Bedeutung zukommt.

Im gleichen Sinn äußerten sich die übrigen Antwortschreiber, unter denen es nur verschwindend wenige gab, die rund heraus erklärten, auf das Handgeben noch nicht näher geachtet zu haben. Daß sich auch die Sehenden mit diesen Problemen mitunter befassen, zeigen gelegentliche Plaudereien in den Tageszeitungen, die aber meist auf ein nur geringes Interesse stoßen, weil es der Sehende nicht nötig hat, sich solcher Hilfsmittel bei der Beurteilung der Menschen zu bedienen. Sprichwörtlich ist indessen auch in der Welt der Sehenden geworden, daß oft ein Händedruck mehr zu sagen vermag als hunderte von Worte, wenn es gilt, eine Uebereinstimmung, Beileid oder sonstige heftige Gemütsbewegungen zu bekräftigen. Daß der Blinde derartige sonstige Erfahrungen für sich in ganz besonderer Weise ausbeutet, kann uns daher kaum Wunder nehmen.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich schon zur Genüge, welch reger Geistesarbeit es bedarf, wenn der Blinde seinen Platz im Verkehr mit anderen Menschen ausfüllen und nicht in allen Punkten benachteiligt sein will. Wir werden nunmehr sehen, daß Hand in Hand hiermit und nebenher noch starke Wollungen im Gang sind, die die Gehirnfunktionen des Blinden immer vielseitiger erscheinen lassen.

3. Das Verbergen der Blindheit.

Nichts ist wohl dem Blinden im allgemeinen so eigen, als das Bestreben, seinen Zustand soweit als irgend möglich zu verbergen oder wenigstens dessen Begleiterscheinungen zurückzudrängen und abzumildern. Zu seiner Rechtfertigung ließe sich eine ganze Reihe von Gründen anführen, deren wichtigster und ausschlaggebendster uns darin erscheint, daß der Blinde genau weiß, wieviel Vorurteile ihm in der Regel als Folge seines Nichtsehens entgegengebracht werden, die nicht selten in Zurücksetzungen und wirtschaftlichen Beeinträchtigungen gipfeln. Leider kann nicht in Abrede gestellt werden, daß man den Blinden fast überall als einen Fremdling in der Gesellschaft und im Erwerbsleben betrachtet, dem man entweder ein verletzendes Mitleid oder mehr oder minder verhohlene Ablehnung bezeigt. Beides ist natürlich nicht nur tief bedauerlich, sondern auch durch nichts begründet, und wir hoffen, daß dieses Schriftchen an seinem Teil dazu beitragen wird, ein größeres Verstehen für den Blinden, seine Neigungen und Bedürfnisse zu wecken. Jedenfalls besteht die unabweisbare Tatsache, daß der Blinde einen großen Teil seiner Intelligenz darauf verwendet, möglichst unauffällig zu erscheinen und sein Augenleiden tunlichst in den Hintergrund zu drängen. Das trifft namentlich für diejenigen zu, die infolge ihres Berufs darauf angewiesen sind, ständig in der Welt der Sehenden zu verkehren. Wir können in dieser Beziehung die lehrreichsten Beobachtungen machen, die allerdings den Erfolg jener heißen Bemühungen häufig mehr als in Frage stellen. Es wäre viel richtiger, wenn sich die Sehenden bemühen würden, dieser Schwäche des Blinden Rechnung zu tragen und ihm das Leben dadurch zu erleichern, daß sie ihm den Teil seiner Nervenkraft für nutzbringendere Funktionen freimachten, als zum Verbergen seines Leidens, was ihm doch nur äußerst selten in dem gewünschten Maß gelingt.

So empfindet es der Blinde beispielsweise als äußerst peinlich, wenn er direkt auf sein Leiden hin angesprochen und dieses als Anknüpfungspunkt für eine Unterhaltung benützt wird, das peinliche Gefühl weicht selbst dann kaum vollständig, wenn er merkt, daß den Frager nicht reine Neugier oder Sensationslust bewegen. Er will als gleicher Mensch unter Menschen behandelt sein und nicht auf Grund seines fehlenden Augenlichts in den Mittelpunkt eines zweifelhaften Interesses gerückt werden

Schon das Wort „blind", in seiner Gegenwart angewendet, berührt ihn unangenehm, er möcht es lieber durch „nichtsehend" ersetzt wissen. Hierin kommt eine uns übertrieben erscheinende Empfindlichkeit zum Aus-

druck, die für den Blinden selbst aber aus den oben angedeuteten Erfahrungen der Berechtigung nicht entbehrt. Er wird infolgedessen den Umgang mit Menschen meiden, die bewußt oder unbewußt gegen dies sein Empfinden verstoßen, und Gleichgültigkeit wie Aufdringlichkeit gleich schmerzlich fühlen. Es mag nicht unerwähnt bleiben, daß er eine Taktlosigkeit in dieser Hinsicht nie ganz verwindet, selbst wenn sie von dem andern gar nicht beabsichtigt wurde.

Der Kampf ums Dasein wird dem Blinden im allgemeinen durch die herrschenden Vorurteile so erschwert, er ist so vielen Zurücksetzungen hilflos preisgegeben, vornehmlich, wenn er sich in höheren, geistigen Berufen betätigen will, daß er sein Leiden als das größte Hindernis betrachtet und alles daran setzt, es durch sicheres Auftreten, geschickte Bewegungen und dergl. zu verbergen. Es ist natürlich weder für ihn noch für seine Umgebung schädlich, wenn er sich in dieser Richtung übt und schult, er muß sich indessen stets der Grenzen des für ihn Erreichbaren bewußt bleiben, um nicht durch Uebertreibungen und deren unvermeidliche Folgen erst recht aufzufallen. Leider wird gerade hierin von einzelnen Blinden viel gesündigt, und sie wissen nicht, daß sie nicht nur sich selbst, sondern auch die Gesamtheit ihrer Schicksalsgenossen dadurch einer schiefen Beurteilung aussetzen. Das gilt am meisten von der stark hervortretenden Sucht Vieler, ohne Führer auszugehen und verkehrsreiche Straßen zu beschreiten, auf denen sie sich und ihre Mitmenschen in gleicher Weise gefährden, trotz der hoch entwickelten Orientierungsgabe, die wir eingangs näher würdigten. Er kann dabei in Situationen geraten, die ihn noch weit hilfloser erscheinen lassen, als er sonst in Wirklichkeit ist, und die ihn direkt zwingen, das Interesse der übrigen Passanten in Anspruch zu nehmen. Viele Blinde rühmen sich, in Berlin schwierige Passagen ohne Führer bewerkstelligt zu haben, ohne dabei zu ahnen, daß sie dabei von tausend Augen mitleidig, skeptisch oder auch gar spöttisch betrachtet worden sind. Solche „Bravourleistungen", die oft eine schlimmes Ende nehmen können, dienen keineswegs dazu, die richtige Beurteilung des Blinden zu fördern, sondern wirken viel eher im entgegengesetzten Sinn. Von derartigen Uebertreibungen soll indessen hier nicht ausschließlich die Rede sein; wir wollen uns lieber wieder auf das rein psychologische Gebiet zurückbegeben.

Die Feinheit des Gehörs und der übrigen drei Sinne, unterstützt von der mehrfach gekennzeichneten Beobachtungsgabe setzen den Blinden in den Stand, eine ganze Reihe von Wahrnehmungen zu machen, die ihm nach gehöriger Synthese und Combination Vorstellungen und Begriffe vermitteln, zu denen der Sehende hauptsächlich nur mit Hilfe des Auges gelangt, sodaß hier ein gewisser Ausgleich stattfindet, der die Blindheit bis

zu einem bestimmten Grad zurücktreten läßt. Es kommt nur für den Blinden darauf an, alle sich ihm bietenden Vorteile auszunützen und nie in der gespannten Aufmerksamkeit nachzulassen. Er kann bei der Unterhaltung auf Grund der Schallrichtung sein Gesicht drehen und somit den Sprecher „ansehen", an den Stimmen erkennt er, wo die einzelnen Personen sitzen oder stehen und kann sich auf diese Weise vielfach auf sich selbst verlassen. Beim Eingießen von Getränken kann er aus dem Klang entnehmen, ob das Glas halb oder ganz voll ist, und ein leises, scheinbar unbeabsichtigtes Tippen mit dem Finger an den Teller sagt ihm, ob dieser leer ist oder ob sich etwas darauf befindet. Außerdem wird jeder gewandtere Blinde für die häufigsten Erfordernisse des täglichen Lebens seine rein persönlichen Spezialmittelchen besitzen, die nur für ihn ausprobiert sind, dafür aber umso zuverlässiger wirken.

In der Unterhaltung mit fremden Personen wird der Blinde in der Regel diejenigen mit Vorliebe auswählen, die über möglichst markante Stimmen oder Sprechweise verfügen, weil er diese rascher wieder erkennt, was für sein freies Bewegen von größtem Nutzen ist. Wie sich der Sehende die einzelnen Gesichter einprägt, so legt sich der Blinde in seinem Gedächtnis eine Stimmensammlung an, die ihm ebenso treulich hilft wie eine solche von Physiognomien. — Auch die Nase kann hierbei helfend eintreten, indem sie auf Parfüms achtet, die einzelne Personen an sich tragen, auf den unterschiedlichen Geruch des Zigarren- oder Zigarettenrauches, der vornehmlich ein Auseinanderhalten der Herren erleichtert. Demjenigen, der diese Dinge zum ersten mal ließt, mag manche Andeutung etwas kindlich erscheinen, wir weisen aber immer erneut darauf hin, daß gerade derartige Nebensächlichkeiten für den Blinden viel wert sind, da er sie synthetisch meisterhaft zu einem Ganzen zu verflechten vermag. Daß bei dem Vorhandensein stärkerer Sehreste auch die Farbe der Damenkleidung, helle Westen der Herren etc. wichtige Faktoren für die Orientierung bilden, steht natürlich außer Frage. Dabei können wir wieder eine sonderbare Beobachtung bezüglich des „Schönheitssinnes" machen, da sich dieser auf grundsätzlich verschiedenen Voraussetzungen aufbaut als beim Sehenden. Wer noch Farben unschwer zu erkennen vermag, wird die grelleren am „schönsten" finden, weil sie für ihn am leichtesten wahrnehmbar sind. Bei Damenkleidern wird rot, grün, hellblau, weiß, rosa oder lila am meisten geschätzt, denn aus der Erfahrung weiß der Blinde, daß die Herrenanzüge mit wenigen Ausnahmen alle diese Farben nicht aufweisen. Schwarze, dunkelblaue, dunkelbraune oder dunkelgraue Damenkleider machen ihm das Unterscheiden schwerer, werden somit auch als nicht so „schön" bezeichnet. Wenn diese Urteile auch mit der tatsächlichen Wirklichkeit oft nichts zu tun haben, so sind sie psychologisch

doch durchaus verständlich und erweisen nur mit erneuter Klarheit, wie geschickt die Natur alle geistigen und ästhetischen Regungen in den Dienst der jeweiligen Zweckmäßigkeit zu stellen vermag. Damit soll jedoch keineswegs behauptet werden daß alle Blinden, die über ausreichende Sehreste verfügen, bei dieser rein utilistischen Abschätzung der Farben stehen bleiben, es gibt im Gegenteil auch Personen, die geradezu einen feinen Geschmack für Farbenzusammenstellungen an den Tag legen. Im allgemeinen ist aber als Grundsatz festzuhalten, daß der Blinde alles das bevorzugt, was für ihn am müheloseſten wahrnehmbar ist und dadurch sein fehlendes Augenlicht am wenigsten fühlbar werden läßt. Uebung und Schulung vermögen glänzende Resultate zu zeitigen, wovon man sich im Verkehr mit geistig regen Blinden jederzeit leicht überzeugen kann.

---

6. Der Blinde und die Kunst.

Es ist vielfach die Behauptung aufgestellt worden, alle Blinden seien musikalisch begabt, was jedoch nicht zutrifft und tägliche Widerlegungen findet. Es liegt auch in der Tat nicht der mindeste physiologische oder sonstige Grund für die Annahme vor, daß der Mangel des Augenlichts irgend einen Einfluß auf die Bildung des musikalischen Gehörs ausübe. Wenn diese Ansicht dennoch immer wieder auftaucht und anscheinend unausrottbar verbreitet ist, so müssen wir ihre Ursachen in rein äußerlichen Momenten suchen. Da tritt uns denn als auffallende Tatsache entgegen, daß in allen Blindenanstalten Musik betrieben und bei fast jedem Blinden der Versuch gemacht wird, ihn auf irgend einem Instrument auszubilden.

Dem können wir aber entgegenhalten, daß mutatis mutandis in den Schulen der Sehenden das Verfahren ein ziemlich gleiches ist: Auch dort wird durch den Gesangunterricht danach gestrebt, das musikalische Gehör zu wecken und zu bilden, wie andererseits der obligatorische Zeichenunterricht dem Darstellungsvermögen und seiner Förderung dienen soll. Der Blinde wird natürlich in der Mehrzahl der Fälle der Musik ein reges Interesse entgegenbringen, weil sie mit dem Ohr wahrgenommen wird, und ihr Genuß von dem Augenlicht völlig unabhängig ist. In Anbetracht des Umstandes, daß der Nichtsehende darauf angewiesen bleibt, allen Schallwirkungen eine verdoppelte Aufmerksamkeit zuzuwenden, braucht es uns nicht weiter zu verwundern, daß er häufig eine leichte musikalische Auffassungsgabe an den Tag legt, die in dem stark geschulten Gedächtnis eine wertvolle Unterstützung findet. Auch wird er sich bemühen, Musik zu erlernen, weil sie ihm Unterhaltung und Zerstreuung zu bieten

vermag, die er sonst hauptsächlich nur von Sehenden durch Vorlesen etc. empfangen kann. Infolgedessen beschäftigt er sich in der Regel mit dem seinen Neigungen am meisten entsprechenden Instrument intensiver als der Sehende, der das Klavier- oder Geigenspiel nur ganz nebenbei betreibt. Endlich darf hier nicht übersehen werden, daß die Musik dem Blinden die verschiedensten Erwerbsmöglichkeiten eröffnet, sodaß ihr Betreiben mit eine Lebensfrage werden kann. Alle diese mehr äußerlichen Faktoren bewirken, daß durchschnittlich von den Blinden recht befriedigende Resultate auf musikalischem Gebiet (wozu wir auch das Stimmen rechnen) erzielt werden, während ausgesprochene Künstler relativ nicht häufiger sind als unter den Vollsinnigen. Die Musik bedeutet aber unter allen Umständen für den Blinden sehr viel: Sie ist seine beste Freundin und Trösterin, die ihm über manche schwere oder anregungslose Stunde hinwegzuhelfen vermag und in ganz eigner Weise zu seinem Gemüt spricht.

Aehnlich verhält es sich mit der Poesie, namentlich mit allem, was in Reimen geschrieben ist. Der gleichmäßige Rhythmus der Sprache tut dem Blinden wohl und erleichtert ihm das Auswendiglernen. Gedichte — und hier vornehmlich lyrische — liest er mit Vorliebe und versucht nicht selten, auch selbst die eigenen Gedanken und Empfindungen in Reimen und Versen niederzuschreiben. Wohl die Mehrzahl der Blindgeborenen oder Früherblindeten hat sich mindestens einmal in dieser Richtung betätigt, ohne auf die Bezeichnung als dichterisches Genie Anspruch erheben zu können. Trotz einer unverkennbar hervortretenden Einseitigkeit der meisten Gedichte bietet die Blindenpoesie den Psychologen eine wertvolle Fundgrube, die manches seelische Rätsel aufzuhellen vermag, an dessen Lösung man sonst vergeblich arbeitet.

Das geistige Auge des Blinden ist nach Innen gerichtet, es sieht die Welt, wie sie sich in seiner Seele vorfindet, und dem entsprechen die Worte und Bilder, denen wir in den Gedichten begegnen. Sie enthalten in ihrer Mehrzahl ein gewisses Etwas, das den Sehenden kalt läßt, weil er es nicht versteht, da sich seine Anschauungen und Gefühle in anderen Bahnen bewegen. Daher kommt es auch, daß nur verhältnismäßig wenige Schöpfungen blinder Dichter in der Welt der Sehenden bleibende Erfolge errangen, obwohl sie oft manches echte Empfinden und gemütvolle Wort enthalten. Blinde würdigen die poetischen Leistungen ihrer Schicksalsgenossen vielleicht gerechter und zutreffender, denn nur sie vermögen sich in den Gedankengang, in die Stimmungswelt des Dichters voll und ganz hinein zu versetzen und ihn in allen Punkten zu verstehen und nachzufühlen. Diese Tatsache hat schon vielfach zu recht bitteren Enttäuschungen geführt, indem sich die Sehenden solchen Schöpfungen gegenüber vollkommen ablehnend verhielten, die von der Blindenwelt als großartig und wertvoll erachtet wurden.

Diese teilweise trüben Erfahrungen halten den Blinden indessen keineswegs ab, seine poetische Liebhaberei weiter zu betreiben, und es wäre ein großes Unrecht, ihm die Freude daran rauben zu wollen. Wir möchten indessen nicht verfehlen, an dieser Stelle das Interesse der Fachleute gerade auf diesen Zweig der Blindenpsychologie zu lenken, denn manches streng gehütete seelische Geheimnis tritt in den Gedichten deutlich zum Vorschein und vermag uns wertvolle Aufschlüsse nach den verschiedensten Richtungen hin zu gewähren.

Schließlich wäre noch als letzter Zweig der Kunst, der dem Blinden zugänglich ist, die Plastik zu erwähnen. Sehr zahlreich sind indessen die diesbezüglichen Erfahrungen nicht, was wohl in der Natur der Sache liegt. Einen direkten Kunstgenuß, d. h. ein ästhetisches Empfinden haben nur verschwindend wenige Blinde beim Betasten plastischer Darstellungen, die ihm wegen des mangelnden Gesamteindrucks immer mehr oder minder wesensfremd bleiben müssen. Dagegen haben wir, mehrere Beispiele, daß sich Blinde darstellend betätigen, indem sie äußerst geschickt und naturgetreu zu modellieren verstehen. Es handelt sich bei diesen Ausnahmefällen jedoch faßt durchweg um Spätererblindete, die sich aus der Zeit des Sehens ein reicheres Anschauungsmaterial herrübergerettet haben. Besondere Erwähnung verdient ein Kriegsblinder, der gegenwärtig in dem von Sanitätsrat Dr. Solm in mustergültiger Weise organisierten Kriegsblindenheim zu Frankfurt am Main lebt und verschiedene Köpfe, Hände etc. modellierte, die in Kennerkreisen berechtigtes Aufsehen erregten und zu den schönsten Hoffnungen Anlaß geben. Aber auch ihm gewährt lediglich das Schaffen Genuß, während die fertigen Gegenstände an Reiz verlieren.

Ueber die schauspielerischen und sonstigen Talente der Blinden zu sprechen, ist von geringerer Bedeutung, weil sie sich praktisch kaum verwerten lassen und auch mit dem inneren Seelenleben, das uns hier in erster Linie interessieren soll, nur in recht loser Verbindung stehen.

7. Gemüt und Charakter.

Mit der Frage nach Gemüt und Charakter gelangen wir entschieden zum schwierigsten, gleichzeitig aber auch interessantesten Kapitel der Blindenpsychologie. Auch hier lassen sich nur mit vielen Vorbehalten allgemeine Grundsätze formulieren, weit individuelle Verschiedenheiten, die wiederum von der äußeren Lebenslage und dergleichen beeinflußt werden, eine komplizierende Rolle spielen. Prinzipielle Unterschiede von dem Gemütsleben des Sehenden weist das des Blinden nicht

auf, höchstens graduelle, indem die einzelnen Typen mit größerer oder verminderter Deutlichkeit hervortreten. Wie schon erwähnt, bildet die Blindenpoesie den besten Schlüssel zu diesem Gebiet, wenngleich es gänzlich verfehlt wäre, sie als einzige Quelle der wahren Erkenntnismöglichkeit zu betrachten. Sie vermag nur der persönlichen Beobachtung als wertvolle Ergänzung zu dienen, zumal der Blinde über Vieles nicht gern spricht, was seine Seele gerade am meisten bewegt. Diese gleichsam ängstliche Zurückhaltung gewisser Teile des typischen Ichs mag ihre Erklärung darin finden, daß der Blinde fühlt oder fürchtet, in seinem Seelenleben durch besondere Eigentümlichkeiten von dem des Sehenden abzuweichen. Ein unumwundenes Zugeständnis dieser Tatsache würde sich aber mit dem Bestreben, die Blindheit zu verbergen, in offenen Widerspruch setzen. Er vermeidet es daher lieber, einen vollen Einblick in seine Stimmungen zu gewähren, ohne darum verschlossen genannt werden zu können.

Das mangelnde Augenlicht bringt es mit sich, daß die äußeren Anregungen, die der Blinde empfängt, zahlenmäßig ziemlich beschränkt sind. Aber auch sein Gehirn rastet nie und verlangt gebieterisch nach Nahrung und Material zur Verarbeitung. Der Nichtsehende ist daher genötigt, mehr als ein anderer Mensch seine Gedanken und Ideen aus sich selbst zu schöpfen oder auf Dinge zu lenken, die von der sichtbaren Wahrnehmung unabhängig sind. Er muß sich demzufolge verinnerlichen, von Erinnerungen zehren, Kombinationen schaffen und schließlich auch der eigenen Phantasie weitere Rechte einräumen. Deutlich kommt dies in seinen Dichtungen zum Ausdruck. Er setzt sich aus den gewonnenen Wahrnehmungen und Vorstellungen Bilder zusammen, baut sich aus diesen seine Welt und schaltet und waltet darin wie in der Wirklichkeit.

Religiöse und philosophisch transzendentale Gedanken sind es mit Vorliebe, die sein Gehirn beschäftigen, weil hier Gefühl, Analogie und Spekulation die Ausschlag gebenden Faktoren bilden. So darf wohl als feststehend angesehen werden, daß die Mehrzahl der Blinden religiösen und mystischen Vorstellungen und Ideen am leichtesten zugänglich sind, was auch mit der durch äußere Ablenkungen weniger gestörten Selbstbetrachtung in Zusammenhang steht. Für ihn ist es nicht schwer, an das Walten höherer, geheimnisvoller Mächte zu glauben, da für ihn ja die Natur an und für sich mehr Rätsel in sich birgt, als für denjenigen, der durch den Augenschein über viele Zweifel hinweggehoben wird. Sein Gemüt ist empfänglicher für alle seelischen Eindrücke, weil sie einem Teil seines Seins ausmachen.

Schon das Altertum hat diese Besonderheiten mit scharfem Blick erkannt, indem es dem Blinden die Sehergabe beimaß und Homer wie Theiresias als

Blinde darstellte. Tatsächlich vermag auch der Blinde beispielsweise den Stimmen der Natur mehr abzulauschen als der Sehende, das Rauschen der Bäume, das Plätschern des Baches, das Singen der Vögel sagt ihm mehr als diesem, denn es sind ja die einzigen Brücken, die ihm einen Naturgenuß ermöglichen. Sie regen seine Phantasie an und schaffen ihm Vorstellungen, deren ästhetischer und psychischer Wert auf keinen Fall unterschätzt werden darf. Dabei kann es kaum als Widerspruch bezeichnet werden, daß seine Bilder nicht immer mit denen übereinstimmen, die der Sehende gewonnen hat, denn auch dieser betrachtet subjektiv und bringt Vieles in die äußere Welt hinein, was in Wirklichkeit nur in ihm selbst vorhanden ist. Wenn zwei Menschen die gleiche Szenerie betrachten, werden sie meist auch zweierlei Auffassungen von ihr in sich aufnehmen; warum sollte dann nicht auch der Blinde das Recht für sich in Anspruch nehmen, seine persönlichen Eindrücke auf eigene Art zu verarbeiten?

Die leichte Zugänglichkeit für seelische Eindrücke macht den Blinden vielfach etwas empfindlicher als den Sehenden, dessen Denken und Fühlen gemeinhin durch die Außenwelt mehr in Anspruch genommen wird als durch das Innenleben. Daher kann es vorkommen, daß der Blinde gelegentliche unbedachte Äußerungen schmerzlich empfindet, weil er sie für mangelndes Verständnis oder mangelnden Takt hält. Dies um so mehr, als er nicht in der Lage ist, den Gesichtsausdruck des Sprechers zu beobachten, der manches gut zu machen vermag, was die Zunge fehlte. Im Zusammenhang hiermit steht ein gewisses Mißtrauen, von dem nur wenige Blinde gänzlich frei sind, ohne daß wir es bei ihnen als störende Charaktereigentümlichkeiten zu bezeichnen brauchen. Vielfach wird ihm als Mißtrauen gedeutet, was in Wirklichkeit nichts anderes als eine abwartende Zurückhaltung darstellt, die gewöhnlich nur solange anhält, bis der Blinde auf Grund seiner oben geschilderten Praktiken dazu gelangt ist, sich von seinem Gegenüber ein Bild zu machen. Es ist schwer, die hier maßgebenden Gedankengänge in präzise Worte zu fassen, sie werden durch eine genaue, aufmerksame Beobachtung weit leichter und vollkommener verstanden. Hat nach einiger Zeit der Blinde Zutrauen gefaßt, so wird er meist das Herz viel offener und rückhaltloser auf der Zunge haben als der Sehende und als manchmal für seine Interessen wünschenswert erscheint. So schwierig es für den Blinden anfänglich ist, den Wert oder Unwert einer Persönlichkeit zu erforschen, so fest hält er dann an seiner einmal gefaßten Meinung, von der er sich nur ungern wieder abbringen läßt. Dabei muß allerdings unbedingt zugegeben werden, daß er sich bei sorgfältiger Prüfung auch nur selten täuscht, denn alle äußeren Einflusse und „Stimmungsmachen" liegen ja ziemlich weit ab von seinem Beobachtungsfeld.

In dem Sehenden erblickt er leicht ein ihm überlegenes Wesen, das ihm auf Grund der uneingeschränkten Beobachtungen viel nützen und viel schaden kann. Dabei kommt es nicht selten vor, daß sich der Blinde von der Sehmöglichkeit gesunder Augen eine übertriebene Vorstellung macht, weil ihm in dieser Beziehung alle Kontrolle fehlt. Im allgemeinen sucht er gern den Verkehr mit Vollsinnigen, wie für ihn schon unter seinen eigenen Schicksalsgenossen diejenigen eine bevorzugte Stellung einnehmen, die noch über größere Sehreste verfügen, Gesichter erkennen, oder gewöhnliche Schrift lesen können. Ein altes französisches Sprichwort charakterisiert diese Tatsache sehr bezeichnend, indem es sagt: „Parmis les aveugles le borgne est le roi.“ In der Gesellschaft von Sehenden fühlt er sich geborgener, er weiß und erwartet, daß ihm diese immerhin einige Erleichterungen bieten, etwaige Gefahren beseitigen und vor allen Dingen Anregungen bringen können. Das Urteil eines Sehenden hat von vornherein etwas Autoritatives für ihn, namentlich, wenn die betreffende Person durch ihr allgemeines Verhalten gezeigt hat, daß sie dem Zustand des Blinden, seinen Vorzügen und Schwächen, Neigungen und Bedürfnissen das richtige Verständnis entgegenbringt. Für letzteres wird er stets eine aufrichtige Dankbarkeit an den Tag legen, denn er trifft es nicht überall an!

Da die geistige Nahrung, die der Blinde vermittelst seiner ihm verbliebenen Sinne sich selbst zuzuführen vermag, immerhin recht gering ist, erwartet er von jedem Sehenden besondere Anregungen, die er am liebsten in der Form des Vorlesens entgegennimmt. Das Zuhören bereitet ihm mit den höchsten Genuß, denn sein eignes Lesen mit den Fingern ist mühsam und ermüdend, auch verfügt er bedauerlicherweise nur über sehr beschränkten Lesestoff. Die Herstellung der Bücher in Blindenschrift veursacht hohe Kosten, und die einzelnen Bände nehmen viel Raum ein Schillers „Tell“ ist beispielsweise in gewöhnlichem Druck bei Reklam als kleines Heftchen für zwanzig Pfennig zu haben, während dasselbe Werk in Blindenschrift zwei dickleibige Bände füllt, die zusammen fünf Mark kosten! Die wirtschaftlich meist nicht rosige Lage gestattet es dem Blinden nicht, sich fortlaufend Bücher zu kaufen, zumal Preis und Inhalt in einem krassen Mißverhältnis zueinander stehen. Das Gleiche gilt für die bestehenden Zeitschriften, die sämtlich sehr teuer und von bescheidenem Umfang sind. Neuerdings bekämpft man diese Uebelstände durch die Schaffung von Leihbibliotheken, die für den Blinden geradezu eine geistige Wohltat bedeuten. Es wäre äußerst segensreich, wenn sich das öffentliche Interesse auch diesem Zweig der Blindenfürsorge mehr zuwendete und durch die Bereitstellung größerer Geldmittel das Bücherwesen förderte!

Die Langweile, der der Blinde mehr ausgesetzt ist als irgendein anderer Mensch, ist seine größte Feindin, die an seinem Mark zehrt und ihn fruchtlosen, ja nicht selten schädlichen Grübeleien überantwortet. Der Sehende kann sich stets Abwechslung verschaffen, er liest Zeitung, er geht nach Belieben spazieren oder blickt durch das Fenster; der Blinde muß, wenn er nicht arbeitet, auf äußere Anregungen warten, die er vornehmlich von dem Sehenden erhofft. Wer ihm viel vorliest, ist sein Freund, namentlich, wenn er die Lektüre so wählt, daß sie den Interessenkreis des Blinden berührt, der naturgemäß individuell sehr verschieden ist. Auch lernt der Blinde im allgemeinen gern, denn alles Neue regt sein Denken und seine Phantasie an und gibt dem Gehirn für beschäftigungslose Stunden die erwünschte Nahrung. Auf diese direkt seelischen Bedürfnisse sollte man namentlich bei der Fürsorge für die Kriegsblinden den größten Wert legen, denn sie müssen den plötzlich eingetretenen Mangel an Anregungen doppelt hart und schmerzlich empfinden.

Je mehr man diesen Umständen Rechnung trägt, um so leichter ist es, den Blinden mit seinem schweren Schicksal auszusöhnen und ihn zufrieden und freudig gestimmt zu erhalten, alles Faktoren, die sein Selbstvertrauen heben und seine Leistungsfähigkeit aufs günstigste zu beeinflussen vermögen. Die fast andächtig zu nennende Aufmerksamkeit, mit der die Blinden im allgemeinen dem Vorlesen zuhören, und das gute Gedächtnis, dem sie alles Wissenswerte fest einprägen, werden Jeden reichlich belohnen, der seinen nichtsehenden Mitmenschen einige Stunden opfert!

Was die übrigen Charaktereigenschaften betrifft, so sind keine weiteren Besonderheiten des Blinden zu erwähnen, der ja in gleicher Weise wie die anderen Menschen Schwächen und Vorzüge besitzt, die meist in keinem näheren Zusammenhang mit seinem Leiden stehen.

Ein Punkt höchstens dürfte der Erwähnung noch wert sein, daß der Blinde, vielleicht unbewußt, auch nicht direkt beabsichtigt, immer einen gewissen Grad von Rücksichtnahme erwartet und es leicht als Härte oder Ungerechtigkeit empfindet, wenn ihm diese versagt wird. Die ganze Art seiner Erziehung daheim oder in Blindenanstalten nährt in ihm das Bewußtsein, mit besonderer Sorgfalt umgeben zu werden, ja umgeben werden zu „müssen", die ihn im Lauf der Zeit zwar nicht gerade anspruchsvoll macht, ihm aber ein vermeintliches Recht auf individuelle Behandlung gibt. Das Personal der Fürsorgeorganisationen sowie die näheren Anverwandten werden ihm dieses kleine Vorrecht auch gern und stillschweigend einräumen, draußen aber im öffentlichen Leben wird er derartigen Rücksichten nur sehr selten in der gewohnten Form begegnen, was ihn anfänglich fremd anmutet und ihm manche bittere Erfahrung bereitet. Die Gewohnheit,

als „Schützling“ behandelt zu werden, läßt ihm manches freiwillig bezeigte Entgegenkommen als sein „gutes Recht“ erscheinen, dessen Versagen ihn verletzt oder erregt. Dadurch gerät er unter Umständen leicht in die Gefahr, mehr Beachtung für sein Ich in Anspruch zu nehmen, als man im Durchschnitt der einzelnen Person zu schenken pflegt, und bei Enttäuschungen können heftige Gemütsbewegungen die Folge sein. Auch vermag er nicht die unmittelbare Wirkung seiner Worte aus dem Gesichtsausdruck abzulesen, so daß es ihm von Natur aus weit schwerer fällt, maßzuhalten und im richtigen Augenblick einzulenken. Größte Vorsicht Fremden gegenüber ist ihm daher im eigensten Interesse anzuraten, denn der Uneingeweihte kann nicht ermessen, wie weit der Blinde selbst für sein Verhalten verantwortlich zu machen ist und wie weit sein Zustand besondere Konzessionen erheischt. In dieser Hinsicht könnten die Erziehungsanstalten äußerst Ersprießliches wirken, wenn Lehrer und Erzieher dieser so rein menschlichen und verständlichen Schwäche von Anbeginn an Rechnung tragen und ihr die notwendigen Zügel anlegen würden.

8. Der Blinde und seine Leistungen.

Die Leistungsfähigkeit des Blinden ist im allgemeinen weder in körperlicher noch in geistiger Beziehung besonderen Einschränkungeu unterworfen, solange es sich nicht darum handelt, vornehmlich Sehwahrnehmungen zu verwerten oder das Auge als notwendiges Kontrollorgan zu benützen. Bei Handfertigkeiten kann aber auch hier das hochentwickelte Tastgefühl einen fast vollwertigen Ausgleich schaffen. So haben wir unter den Blinden recht geschickte Flechtarbeiter, Seiler, Bürstenbinder und Schreibmaschinenschreiber. Die Erfahrungen mit den Kriegsblinden haben zudem ergeben, daß diese trotz des verlorenen Augenlichtes auch weiterhin in ihren bisherigen Berufen als Landwirte, Gärtner, Schreiner Masseure und dergl. tätig sein können und dabei schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit eine erstaunliche Geschicklichkeit an den Tag legen.

Noch geringer sind die natürlichen Schranken, die den geistigen Berufen gezogen sind. Ja wir können sogar behaupten, daß sie die eigentliche Domäne des Blinden bilden. Er verfügt über die nämlichen Geisteskräfte wie der Sehende und kann sich mit gleichem Erfolg zum Musiker, Gelehrten oder Schriftsteller heranbilden. Auch bei ihm wird lediglich die individuelle Begabung den Ausschlag geben.

Eine andere Frage bleibt es naturgemäß, ob er nicht ein weit höheres Maß von Fleiß und Energie aufwenden muß, bis er in den

Stand gesetzt ist, es seinen sehenden Fachgenossen in allen Stücken gleichzutun. Diese Frage muß unbedingt bejaht werden, denn die Hilfsmittel, über die der blinde Kunstjünger oder Student verfügt, sind weit geringer an Zahl und erfordern die grötzte Intelligenz und Mühewaltung. Namentlich wird bei aller Geistesarbeit das Gedächtnis in besonderem Maßstab in Anspruch genommen, weil der Blinde der Hauptsache nach darauf angewiesen ist, aus dem gesprochenen Wort zu lernen und sich dieses einzuprägen; Dennoch nimmt die Zahl derer ständig zu, die als Blinde Gymnasium und Hochschule besuchen, deren Ziel sie gewöhnlich innerhalb der üblichen Fristen erreichen. Es kann nicht die Aufgabe dieser Schrift sein, die ungeheueren Schwierigkeiten, die der Nichtsehende auf diesem Weg zu überwinden hat, im einzelnen aufzuzählen und zu werten; wir wollen uns mit der Feststellung begnügen, daß sie vorhanden sind und mit anerkennenswerter Willenskraft siegreich bezwungen werden.

Je mehr Mühe man aber an ein Werk wendet, umso lieber und teurer wird es einem, so daß wir es nur begreiflich finden können, wenn der Blinde auf seine endlich errungenen Erfolge doppelt stolz ist. Für ihn bedeutet ein bestandenes Abiturienten- oder Doktorexamen noch viel mehr als für seine sehenden Kollegen, die damit nichts Außergewöhnliches geleistet haben. Unbewußt erwartet der Blinde nun aber auch von der sehenden Mitwelt eine Würdigung seiner Leistungen nach dem besonderen, nur für ihn anwendbaren Maßstab, wobei er allerdings aus Mangel an Verständnis nicht selten gewisse Enttäuschungen zu erleben hat. Vielleicht urteilt hier der Blinde in der Tat gerechter als seine übrigen Mitmenschen, die entweder dazu neigen, die wirklich überwundenen Schwierigkeiten zu unterschätzen, oder anzunehmen, man habe dem Blinden durch eventuelle Erleichterungen die Erreichung seines Zieles nicht allzu schwer gemacht. Beide Annahmen sind auf das entschiedenste zu bekämpfen, da sich der Uneingeweihte kaum eine Vorstellung davon zu machen vermag, welcher Nervenanspannung und Ausdauer es bedarf, bis ein Blinder seine Studien vollendet hat, da aber auch andererseits unsere staatlichen Prüfungsordnungen und Regulative persönliche Ausnahmen, die als Erleichterungen angesprochen zu werden verdienen, überhaupt nicht zulassen.

Das bisher Gesagte gilt nicht nur für den Lernenden, sondern auch in vollem Maß für den in geistigen Berufen erwerbstätigen Blinden, dessen heißestes Bemühen danach steht, nur Vollwertiges zu leisten und nicht hinter seinen sehenden Fachgenossen zurückzubleiben. Auch bei der Erreichung dieses hohen Zieles bedarf es für ihn doppelter Anstrengung und doppelter Konzentration, sodaß bei gleichen Erfolgen der Blinde doch immer derjenige ist und bleiben wird, dessen Leistung eine höhere Anerkennung beanspruchen darf. Der Blinde ist sich dieser Sachlage voll

bewußt und rechnet unwillkürlich mit ihr bei seinen Lebensplänen und -Hoffnungen. Wenn er auch immer wieder betont, keine Sonderstellung einnehmen und nur „gerecht" beurteilt werden zu wollen. Diesem Verlangen ganz objektiv zu entsprechen, hieße, das alte lateinische Sprichwort „summum ius est summa iniuria" wieder aufleben zu lassen, denn die wahrhafte Gerechtigkeit setzt eben doch voraus, daß man nicht an dem Augenschein, an der Oberfläche, haften bleibt, sondern alle Begleiterscheinungen mit in Betracht zieht. Das „Mitleid" mit dem „Blinden" braucht hierbei absolut nicht mitzusprechen, sondern nur die verständnisvolle Würdigung der Verhältnisse, unter denen er das Gleiche leistete, das Andere mit gesunden Augen zuwege brachten. Vielleicht ist der Blinde in diesem Punkt etwas überempfindlich und neigt dazu, gelegentlich entgegengebrachtes Sonderinteresse falsch auszulegen.

Weil er aber die gehabten Mühen und Schwierigkeiten selbst am besten kennt und demgemäß seinen Erfolg zu werten vermag, besitzt er ein starkes Selbstvertrauen, das ihn ermutigt, sich an alle möglichen Berufszweige heranzuwagen. Leider wird er in diesem erfreulichen Streben von Behörden und Publikum nur in den seltesten Fällen wirksam unterstützt, weil man sich noch immer nicht von veralteten Vorurteilen frei zu machen vermag, die längst in die moralische Rumpelkammer verpackt sein sollten!

Viele wirklich begabte und leistungsfähige Blinde können ihre Fähigkeiten nicht entfalten, weil Staat und Gesellschaft es ablehnen, das notwendige Entgegenkommen zu zeigen! Es ist bedauerlich, welche Summe von Intelligenz nnd Tatkraft dadurch zur Untätigkeit verurteilt ist und verbitternd und zehrend auf die Blinden wirkt, die mit frischem Mut und unerschütterlicher Energie darangingen, sich ein Plätzchen in der Geisteswelt zu erobern. Der Blinde will nichts geschenkt haben, er erwartet keine Ausnahmebehandlung, fühlt aber das Recht in sich, zu fordern, daß man ihm wenigstens die Möglichkeit biete, sich an geeigneter Stelle zu betätigen und seine Leistungen mit in Konkurrenz zu stellen. Dauernde Mißerfolge in dieser Hinsicht erschüttern sein seelisches Gleichgewicht, stimmen ihn bitter und weltfeindlich zum eigenen Schaden und dem seiner Mitmenschen. Es wäre hoch an der Zeit, hier einmal die bestehenden Ansichten einer gründlichen Revision zu unterziehen und der Allgemeinheit alle vorhandenen Körper- und Geisteskräfte vorbehaltlos dienstbar zu machen!

Nichts drückt den Blinden seelisch so nieder als persönliche und berufliche Zurücksetzungen um seines Leidens willen, das ja an und für sich schon schwer genug auf ihm lastet, und dessen Druck nicht noch durch Unverstand und Gleichgültigkeit künstlich gesteigert werden sollte. Er allein fühlt die an ihm begangene Ungerechtigkeit in vollem Maß, denn wo man mit ihm Versuche anstellte, hat er sich in der Regel bewährt. Gleich den

übrigen Menschen will er das Recht eingeräumt haben, sein Brot durch eigene Arbeit zu verdienen, die man ihm billiger Weise nicht verweigern dürfte! Nicht fremdes Lob, sondern die selbst errungenen Erfolge werden ihn zu stets neuer Anspannung seiner Kräfte anreizen und ihn zu einem gleichwertigen Glied der Gesellschaft machen.

---

9. Neigungen des Blinden.

Auch bezüglich seiner persönlichen Interessen und Neigungen ist der Blinde keinen anderen Naturgesetzen unterworfen als der Vollsinnige, bei beiden richten sie sich hauptsächlich nach der individuellen Veranlagung und dem Milieu, dem sie enstammen. Nur einige kleine Besonderheiten dürften bei dem Blinden auffällig erscheinen, wenngleich sie sich aus unseren bisherigen Ausführungen genügend erklären lassen. Er legt nämlich im Durchschnitt ein erstaunliches Interesse für technische und naturwissenschaftliche Dinge an den Tag, obwohl ihm diese wegen der mangelnden Anschauung nur sehr beschränkt zugänglich sind. Selbstverständlich darf dem Blinden nicht das Recht abgesprochen werden, sich über die neuesten Errungenschaften unserer Ingenieurkunst, Chemie Physik und Astronomie zu informieren und sich auch in dieser Hinsicht eine allgemeine Bildung anzueignen, aber es mutet doch den Fernstehenden seltsam an, wenn er hört, daß sich einzelne Blindenzeitschriften fast ausschließlich diesen Gebieten widmen und Aufsätze in Punktschrift erscheinen lassen, die immerhin nicht ganz unerhebliche naturwissenschaftliche Vorkenntnisse zur Voraussetzung haben. Namentlich astronomische Plaudereien sind es, die mit besonderem Interesse entgegengenommen werden, trotzdem gerade hier die Vorstellungsmöglichkeiten äußerst unvollkommene sein müssen. Wer nie einen Sternhimmel mit eigenen Augen sah, wer nie die unterschiedliche Lichtfarbe von Sonne, Mond und Mars selbst zu erkennen vermochte, wird sich schlechterdings auch keine zutreffenden Vorstellungen von ringförmigen Sonnenfinsternissen, Planetenschweifen und dergl. machen können. Und dennoch lieben wohl die meisten Blinden die Astronomie und unterhalten sich gern über die Fragen, die mit ihr in Zusammenhang stehen. Wer als Sehender einmal Gelegenheit hatte, solchen Gesprächen zu lauschen, wird vielleicht zunächst den Kopf geschüttelt, dann aber bald gemerkt haben, daß der Blinde weit davon entfernt ist, einfach das Gelesene kritiklos nachzusprechen, sondern daß er sich über Einzelheiten auch eigne Ideen bildet, die zwar vielfach nicht zutreffend sind, doch aber von einer regen Geistestätigkeit zeugen.

Wie erklären wir uns dieses scheinbar ganz widersprechende Phänomen? Wir möchten zwei Hauptgründe als mitwirkend erachten, wenn wir auch davon überzeugt sind, mit ihnen das Problem nicht vollständig erschöpft zu haben. Einmal will der Blinde möglichst über alles unterrichtet sein, um in seinen Kenntnissen und seinem Unterhaltungsstoff nicht hinter den Sehenden zurückzubleiben und diesen als etwas „Besonderes" aufzufallen. Weil man nun aber im allgemeinen der Ansicht ist, daß alle jene Gebiete die sich unmittelbar auf optische Wahrnehmungen gründen, fernab von der Interessensphäre des Blinden liegen, bereitet es diesem eine besondere Genugtuung, auch hier auf dem Plan zu erscheinen, zu überraschen und seine Blindheit gewissermaßen zu verbergen. Allerdings erreicht der Blinde auf diese Weise seinen Zweck nur unvollkommen, weil ihm eben doch recht enge Grenzen gezogen sind, deren willkürliche Ueberschreitung ihn manchen Gefahren aussetzt, denen er besser aus dem Weg gehen sollte. Wenigstens müßte der Blinde bei derartigen Gesprächen mit Sehenden seine eigenen Spekulationen möglichst zurückhalten und sich tunlichst darauf beschränken, Belehrungen entgegenzunehmen und auf Gebieten zu verweilen, die mehr theoretischen Charakter tragen.

Als zweiten Beweggrund für die Beschäftigung mit der Himmelskunde und verwandten Wissensgebieten können wir den Umstand ansehen, daß diese mehr als eine andere Disziplin die Phantasie anregen und Stoff zu spekulativem Denken bieten. Da ist beispielsweise die Frage der Bewohnbarkeit anderer Himmelskörper, die eine gewisse Romantik in sich schließt, da sind die astrologischen Mysterien der früheren Jahrhunderte und vieles Andere, das den Blinden zum Nachdenken anregt und seinem Gehirn für die Mußestunden mannigfaltigen Stoff bietet. Gegen diese Art der Auslegung werden viele Blinde, die sich durch sie „getroffen" fühlen, beredten Widerspruch erheben, denn sie selbst können sich oft nicht völlig Rechenschaft darüber ablegen, warum gerade jene Wissenszweige eine solche Anziehungskraft auf sie ausüben. Das, was von Natur der eigenen Wahrnehmung entrückt ist, birgt ganz besondere Reize in sich, was uns ja auch das Beispiel der Taubblinden Helen Keller beweist, die sich gelegentlich über die Musik und damit verbundene ästhetische Empfindungen geäußert haben soll. Es liegt somit ein gewisses seelisches Rätsel vor, dessen entgültige Lösung einer späteren Zeit vorbehalten zu sein scheint.

Von der ausgesprochenen Vorliebe für Poesie und Tonkunst war schon an anderer Stelle ausführlich die Rede; wir können diese als die Hauptpassion des Blinden bezeichnen, wenn wir das Zuhören bei Vorlesungen mit einbegreifen. In Bezug auf Letzteres vermag der Blinde eine geradezu erstaunliche Ausdauer zu beweisen, die für den außerordent-

lichen Hunger nach Geistesnahrung ein beredtes Zeugnis ablegt. Allerdings muß ihm die Stimme des Vorlesenden sympathisch sein, wofür wir bereits früher einige Erklärungen beibrachten.

Auch ein starkes Liebesbedürfnis tritt uns in der Regel bei dem Blinden entgegen. Mehr als Andere sehnt er sich danach, eine eigene Familie zu gründen, um in ihrem Schoß eine verständnisvolle Fürsorge zu finden, die den durch sein Leiden bedingten Besonderheiten in taktvoller Weise Rechnung trägt. Wir treffen daher häufig auf die Neigung, verhältnismäßig frühzeitig Ehen einzugehen, was vornehmlich den männlichen Blinden nicht allzu schwer fällt. Die blinden Mädchen sind in dieser Hinsicht weit schlechter gestellt, denn sie sind trotz aller Bemühungen doch nur zum geringen Teil in der Lage, den Platz als Hausfrau auszufüllen, was für sie naturgemäß das größte Ehehindernis bedeutet. Daß viele blinde Männer dazu neigen sich mit blinden Mädchen zu verheiraten, ist psychologisch zwar verständlich, aber praktisch betrachtet, eine höchst bedauerliche Erscheinung, die im Interesse der Beteiligten selbst von Staat und Gesellschaft nach Kräften hintangehalten werden sollte. Näheres über die erotischen Empfindungen des Blinden darzulegen, müssen wir uns an dieser Stelle versagen, weil dies dem allgemeinen Charakter, den dieseSchrift nun einmal tragen soll, widersprechen würde.

Weitere Eigentümlichkeiten der Neigungen wären nicht aufzuzählen. Der Blinde ist in der Regel nicht mehr und nicht weniger gesellig als die anderen Menschen; auch er strebt danach sich das Leben tunlichst erträglich und angenehm zu gestalten, wobei er allerdings auf Vieles zu verzichten lernen muß.

10. Das Traumleben des Blinden.

Vielfach ist die Streitfrage erörtert worden, ob und in wie weit im Traumleben des Blinden der Gesichtssinn eine Rolle spielt, in Sonderheit, ob der Blinde im Traum zu sehen vermag. Wenn über diesen Punkt eine Einigung bisher noch nicht erziehlt werden konnte, so liegt dies wohl hauptsächlich an der mangelnden Zweckmäßigkeit bei der Beweismaterialsammlung. Psychologen wie Aerzte haben häufig Blindenanstalten besucht und die verschiedensten Zöglinge, Kinder und Erwachsene, nach dieser Richtung ausgefragt und naturgemäß die widersprechendsten Antworten erhalten. Zu einem wirklich brauchbaren und wissenschaftlich einwandfreien Material kann man aber nur dann gelangen, wenn man die zu befragenden Zöglinge nach drei Gesichtspunkten gruppiert: In Blindgeborene, als Kinder Erblindete (vielleicht bis zum zehnten Jahr) und in Spätererblindete.

Dieser sachgemäßen Einteilung werden auch die Resultate entsprechen. Blindgeborene, die also niemals irgendwelche Gesichtseindrücke in sich aufnehmen konnten, können natürlich auch im Traum nicht sehen, denn wie wir schon ganz zu Eingang dieser Schrift andeuteten, verarbeitet das Gehirn während des Schlafes nur Vorstellungen, die es früher einmal vermittelst der Sinnesorgane zugeführt erhielt. Demnach können dem Blindgeborenen auch niemals Farbenbegriffe oder dergl. zum Bewußtsein kommen, höchstens vermag er von ihren Benennungen auf Grund des Gehörten zu träumen.

Bei denjenigen Blinden, die ihr Augenlicht im Kindesalter verloren, liegen die Verhältnisse schon anders. Diese Personen verfügen meist über eine gewisse Anzahl gewonnener Gesichtseindrücke, die selbstverständlich im Traum wiederzukehren vermögen, erfahrungsgemäß aber mit dem zunehmenden Alter verblassen, wie es auch mit den übrigen Kindheitserinnerungen zu gehen pflegt. Dabei ist es nicht immer leicht, auseinander zu halten, ob es sich bei den Traumbildern tatsächlichlich um selbstgewonnene Eindrücke handelt, oder ob sich mit diesen im Lauf der Zeit Gehörtes vermischt hat.

Bei dem Spätererblindeten liegt dagegen nicht der mindeste Grund vor, an einer Mitwirkung des Gesichts bei den Traumbildern zu zweifeln. Die diesbezüglichen Eindrücke und Erinnerungen sitzen bei ihm so tief und fest, daß sie selbst noch nach vielen Jahren unverwischt sind. Dabei ist als besonders hervorstechende Tatsache zu erwähnen, daß meist der letzte Gesichtseindruck, den jemand unmittelbar vor der Erblindung hatte, am deutlichsten aufbewahrt wird und sich durch keine andere Erinnerung verdrängen läßt.

Für das Seelenleben sind diese Fragen nicht ohne tiefergehende Bedeutung, denn die allnächtlichen Traumbilder können versöhnend wirken, oder auch dazu beitragen, den Schmerz um das verlorene Augenlicht immer wieder aufzufrischen, je nach dem Temperament des Einzelnen und der Frist, die seit dem Eintritt des Unglücksfalles verstrichen ist. In diesem Zusammenhang sei schließlich noch erwähnt, daß nicht alle völlig Erblindeten eine absolute Finsternis vor den Augen empfinden. Vielfach tritt an deren Stelle ein gleichmäßiges Grau, das entweder unbeweglich feststeht, oder wie ein Nebel hin- und herwogt. Diese Erscheinung ist von äußerem Licht und Finsternis vollkommen unabhängig und kann somit auch durch nichts künstlich beeinflußt werden, es sei denn durch mechanische Einwirkungen auf den Sehnerv, wie es bei Operationen vorkommt, wodurch dann blitzähnliche Lichtempfindungen entstehen.

Hieraus können wir ersehen, daß der Blinde auch hinsichtlich seines Traumlebens keinen anderen Gesetzen der Psychologie unterworfen ist, als der Vollsinnige, daß es sich zum mindesten nie um prinzipielle; sondern höchstens um graduelle Unterschiede handelt.

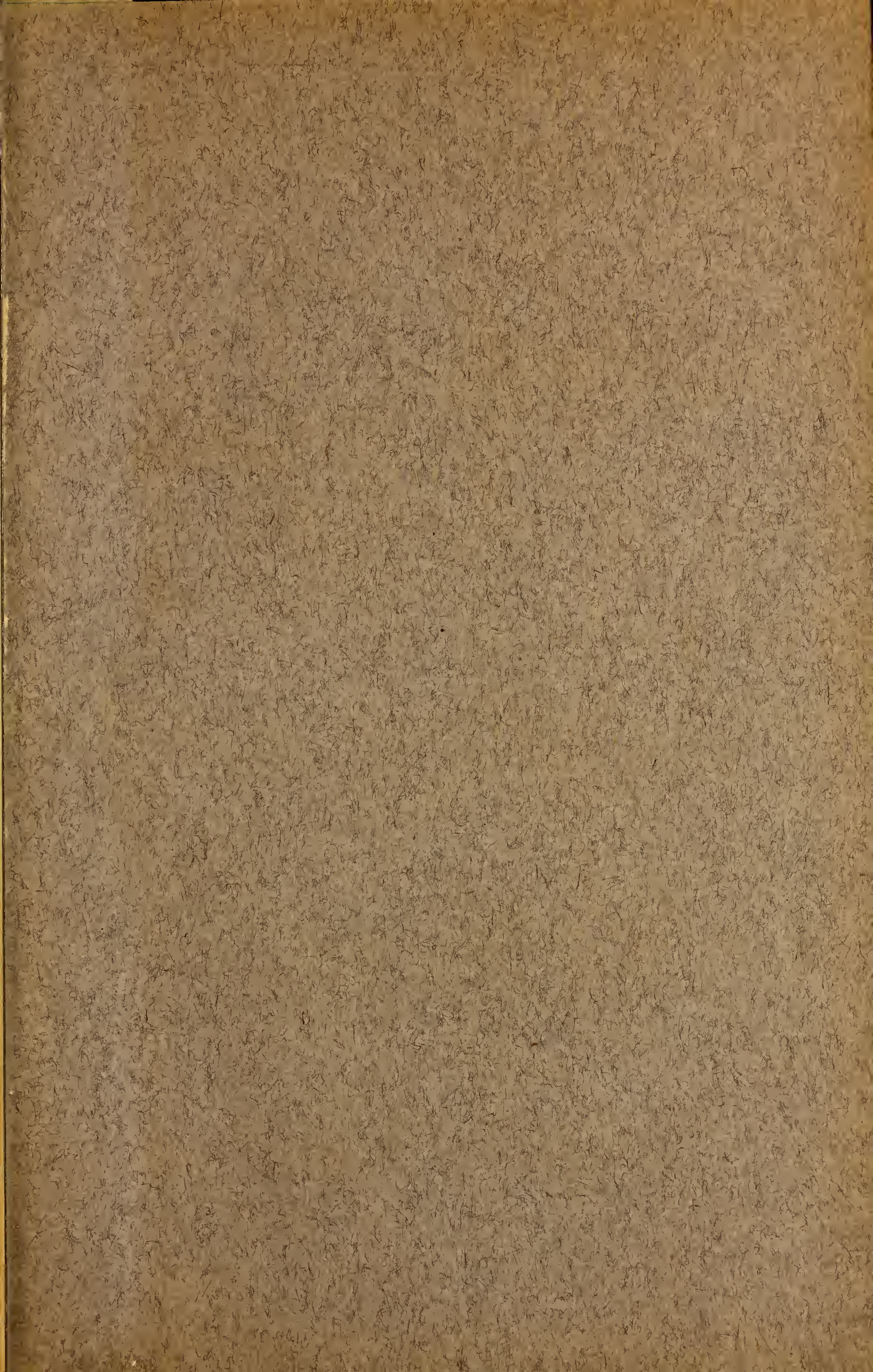
Schlußwort.

Bei dem aphoristischen Charakter, den die vorstehenden Darlegungen tragen, erheben wir keinerlei Anspruch darauf, etwas Vollständiges oder Erschöpfendes geboten zu haben. Unser einziges Ziel, das wir im Auge hatten, war, für die Allgemeinheit aufklärend zu wirken und den Fachmann zu eingehenderen psychologischen Forschungen anzuregen. Dabei wird es von der Aufnahme, die man diesem Schriftchen bereitet, abhängen, ob wir weitere Spezialstudien folgen lassen, die naturgemäß interessante Einzelfragen besser zu erhellen vermögen, als ein allgemeiner Abriß.

Wenn es uns gelungen sein sollte, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf das Seelenleben des Blinden und seine Sonderbedürfnisse hingelenkt zu haben, wollen wir unsere erste Aufgabe als gelöst betrachten und vertrauen, daß doch das eine oder andere Wort, das gesagt wurde, auf fruchtbaren Boden fiel und zum Segen der Blindenwelt ausschlägt, deren Los noch immer kein beneidenswertes ist, trotz der mannigfachen Fürsorgeorganisationen, die während der letzten Jahrzehnte ins Leben gerufen wurden. Die Zeit muß endlich kommen, da man den Blinden nicht mehr ausschließlich als Fürsorgeobjekt betrachtet, sondern ihn als Mensch mit allen seinen Fehlern und Vorzügen wertet und ihm die gleichen Rechte einräumt, die man für sich selbst beansprucht. Zum mindesten muß der verderbliche Aberglaube beseitigt werden, daß der Blinde durch sein Leiden zu einem psychologischen Fremdling in der Gesellschaft gestempelt wird, deren vollgültiges Mitglied er sein möchte und auch tätsächlich ist.

Der Verfasser würde es dankbar begrüßen, wenn ihm gelegentliche Meinungsäußerungen aus dem Leserkreis zugingen, die ganz besonders dazu berufen sein können, neue Probleme anzuschneiden und die bisherigen Forschungen zu erweitern und zu vertiefen.







Date Due			



